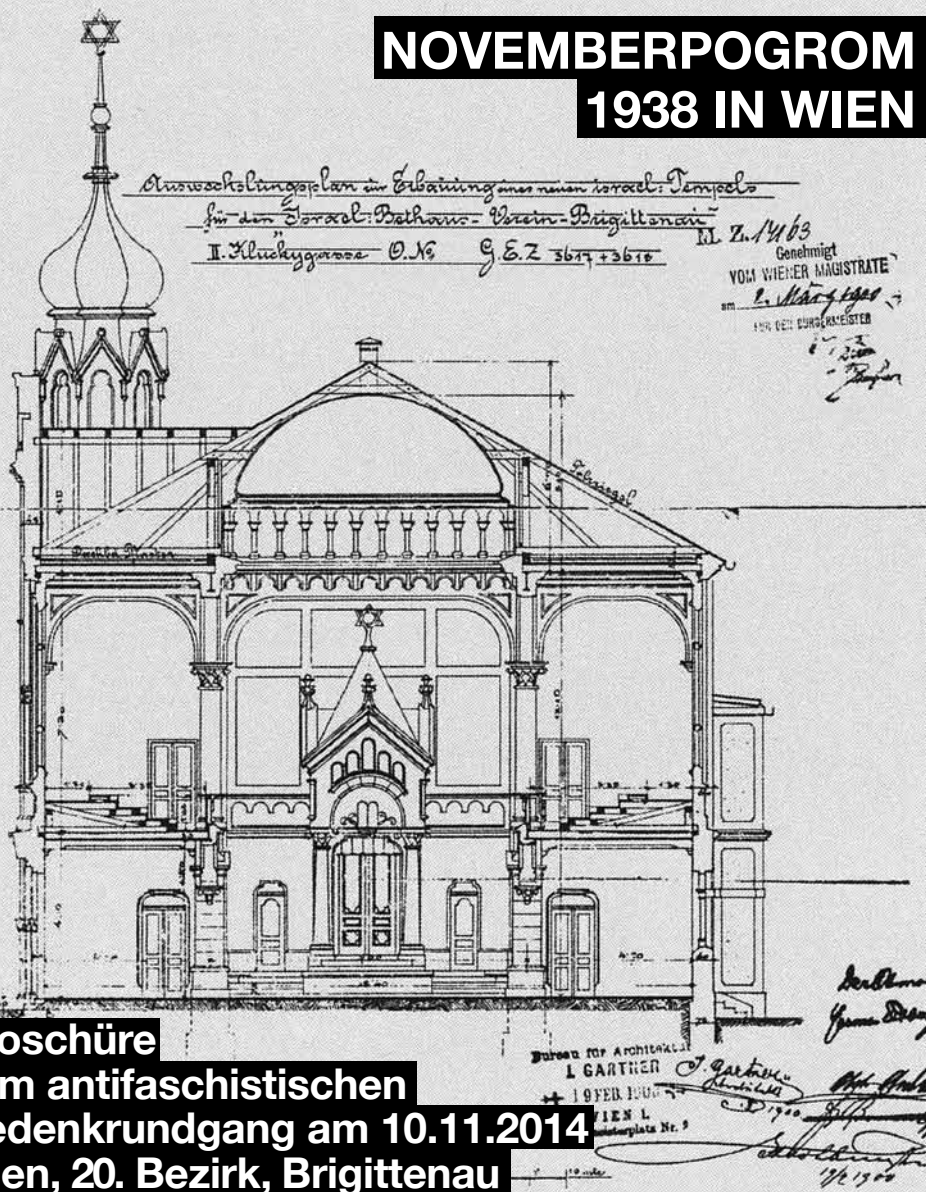


NIEMALS VERGESSEN!

**NOVEMBERPOGROM
1938 IN WIEN**



**Broschüre
zum antifaschistischen
Gedenkrundgang am 10.11.2014
Wien, 20. Bezirk, Brigittenau**

INHALT

Stationen des antifaschistischen Gedenkrundgangs sind mit Zahlen gekennzeichnet

Einleitung

Niemals Vergessen!	Seite 04
Und die Täter(_Innen)...?	Seite 07
Antisemitismus heute	Seite 10
Brigittenau und ihre jüdische Geschichte	Seite 11
Bruno Frei	Seite 13
Lauder-Chabad-Campus	Seite 16

Antisemitismus im NS - Verfolgung, Zerstörung, Vernichtung

5 Brigittenauer Tempel - Kluckygasse 11	Seite 18
3 Synagoge - Kaschlgasse 4	Seite 21
2 Schule und Gestapo-Sammellager - Karajangasse 14/16	Seite 24
4 Die jüdische Toynbee-Halle in der Brigittenau	Seite 28
Wallensteinstrasse - Arisierungen und Deportationen	Seite 31
Ella Rosenstrauch	Seite 36
Raul Hilberg	Seite 38
7 Gaußplatz: Antisemitismus, Verfolgung und Erinnerung	Seite 40
6 Else Feldmann	Seite 43

Gedenken/Aufarbeitung

„Und was hat das mit mir zu tun?“	Seite 46
Aktionsradius Wien - Gedenkpolitik am Gaußplatz	Seite 50
Weiterführende Informationen und Hinweise	Seite 51

NIEMALS VERGESSEN!

Vom 9. bis zum 13. November 1938, nicht nur in einer Nacht, wie zuweilen behauptet wird, erreichte im Novemberpogrom der eliminatorische Antisemitismus in deutschen und österreichischen Städten und Dörfern einen neuen Höhepunkt. Die zuvor gehegte Hoffnung vieler Jüdinnen und Juden, es könnte nicht mehr schlimmer werden und ihre Situation könnte sich bald wieder verbessern, wurde mit diesen Tagen zerstört. Die Hoffnung, mit der Zeit würde die Hatz gegen Juden und Jüdinnen nachlassen, war nun endgültig geschwunden. Kein spontaner Volkszorn, wie die nationalsozialistischen Machthaber glauben machen wollten, kam hier zum Ausbruch. Die Aktion wurde von den Parteistellen angeordnet, von SA-Verbänden, SS-Trupps und HJ-Gruppen durchgeführt und von großen Teilen der Bevölkerung tatkräftig vorangetrieben.

In den meisten Großstädten des „Deutschen Reiches“ brannten die Synagogen im November 1938 zum ersten Mal. In Österreich, insbesondere in Wien, waren Jüdinnen und Juden schon vor dem „Anschluss“ am 12. März 1938 Ausschreitungen und Pogromen ausgesetzt. Bereits im Februar 1938 wurden die Fensterscheiben von Synagogen eingeschlagen, Thorarollen geschändet, einzelne Bethäuser zerstört, am 4. Februar 1938 wurde ein Brandanschlag auf den Tempel in der Hetzgasse im 3. Bezirk verübt und im Oktober 1938 der große Tempel im 2. Bezirk angezündet. Die Novemberpogrome in Wien unterschieden sich von den seit dem „Anschluss“ auf der Tagesordnung stehenden Gewalttaten gegen Jüdinnen und Juden und den Zerstörungen von Einrichtungen der jüdischen Glaubensgemeinschaft nur in zwei Punkten: Durch den größeren Umfang und die Massenverhaftungen. Dennoch bedeutete das Novemberpogrom auch in Wien einen einschneidenden Wendepunkt für Jüdinnen und Juden.

Nach dem Novemberpogrom wurde der jüdischen Bevölkerung endgültig die Existenzgrundlage entzogen und der Prozess der Diskriminierung, Enteignung und Vertreibung wurde systematisch fortgeführt. Die nächsten Schritte der antisemitischen Politik waren auf Ghettoisierung, Deportation und letztlich die Vernichtung von Jüdinnen und Juden gerichtet. Gab es nach früheren Pogromen immer noch Zufluchtsstätten, so waren die Jüdinnen und Juden Wiens nach den flächendeckenden Zerstörungen und „Arisierungen“ des Novemberpogroms ihrer Schutzräume beraubt. Das Novemberpogrom diente den fanatischen Antisemit_innen zur Einstimmung – es war der Auftakt zum Massenmord.

Während im März 1938 der „Anschluss“ Österreichs an das „Deutsche Reich“ erfolgte, wurde mit dem Novemberpogrom 1938 der Anschluss des „Altreichs“ an die „ostmärkische Judenpolitik“ vollzogen. Die Hemmschwelle war bereits überschritten, die Bevölkerung hatte die Gewalttaten schon eingeübt, nun durfte sie sich aber endlich austoben. Das Novemberpogrom lief in Wien brutaler als in vielen anderen Städten ab.

Gedenkrundgang in der Brigittenau



Novembepogrom in Wien 1938.

Am 10.11.1938 um 4 Uhr morgens bekamen die Polizeiämter von ihren vorgesetzten Dienststellen den Auftrag, wohlhabende Juden und Jüdinnen zu verhaften, sie aus größeren Wohnungen zu entfernen, die Angehörigen in kleineren Wohnungen unterzubringen und jüdische Geschäfte zu sperren und zu versiegeln. Zur selben Zeit erhielten die Einheiten der allgemeinen SS und die SS-Verfügungstruppe den Befehl, in jüdische Tempel und Bethäuser einzudringen und sie zu demolieren.

Während des Novembepogroms wurden in Wien mindestens 27 jüdische Männer ermordet, es gab 88 Schwerverletzte, dutzende Selbstmorde, mehr als 6.500 Festnahmen. 3.700 verhaftete Juden wurden direkt in das Konzentrationslager Dachau transportiert. 4.000 Geschäfte wurden geplündert und zerstört, 2.000 Wohnungen geraubt – im NS-Jargon „arisiert“. Im gesamten „Reichsgebiet“ wurden in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 etwa 1.400 Synagogen zerstört. In Wien geschah dies mit besonderer Intensität: 42 Synagogen und Bethäuser wurden in Brand gesetzt. Die Zerstörung der Tempel und Bethäuser wurde fast ausschließlich von der SS durchgeführt, in den meisten Fällen durch Werfen von Handgranaten im Inneren der Tempel und durch Anzünden des Mobiliars.

Jüdinnen und Juden wurden verhaftet, in Sammellager und Gefängnisse gebracht, zu so genannten gymnastischen Übungen gezwungen, ohne ihnen Nahrung zu geben. Schlafen durften sie nur aufrecht; stehend. Die Täter_innen demolierten lebensnotwendige Ausspeisungen, vermengten Lebensmittel mit Glas, schütteten die Suppen aus.

Ein auffälliges Novum war, was Jüdinnen, Frauen in großer Zahl angetan wurde. Sie wurden verhaftet und misshandelt. In die Zellen wurden Sexarbeiterinnen gebracht, um die jüdischen Frauen sexuell zu missbrauchen. Dieser Gewaltakt diente zur Begeilung der SA. In der Brigittenau zwangen die Täter zweihundert Frauen, in einem Keller nackt zu tanzen. Eine Jüdin, die sich weigerte, wurde auf einen Tisch gebunden; ihre Leidensgenossinnen mussten ihr ins Gesicht spucken.

Es gab auch noch Tage danach.

Wo am 9. November noch Synagogen und Bethäuser standen, waren in den Tagen darauf nur noch verkohlte Brandruinen. Wo es noch Geschäfte und Lokale gab, lagen nur noch Scherben – die Scherben, nach denen die Nazis den Tag höhnisch „Reichskristallnacht“ nannten und deren Beseitigung einen neuen Anlass für Demütigungen und Gewalt bot.

Wo am 9. November Angst herrschte, war in den Tagen danach nur noch Verzweiflung. Zehntausende Jüdinnen und Juden wussten nicht, was mit ihren Freund_innen, Verwandten und Nachbar_innen geschehen war.

Wo am 9. November noch Verzweiflung war, da war in den Tagen danach nichts mehr

– 27 Morde hatten SA und SS unter Beifallklatschen von Nachbar_innen und Bürger_innen begangen. Und die Angst brachte Dutzende dazu, sich umzubringen.

Der 9. November war ein Höhepunkt von Pogromen, die es in Österreich seit dem „Anschluss an das 3. Reich“ tagtäglich gab, aber er war nicht das Ende. Es dauerte noch fast sieben Jahre, bis den Nazis Einhalt geboten wurde.

Wenn wir diesen einen Tag besonders hervorheben, dürfen wir die antisemitischen Kontinuitäten davor und danach nicht vergessen. Antisemitismus existierte in Österreich bereits vor der nationalsozialistischen Machtergreifung. Mit diesem Rundgang wollen wir aufzeigen, wie flächendeckend die antisemitischen Ausschreitungen und „Arisierungen“ in Wien stattfanden. Wir wollen auch daran erinnern, dass es hier stattfand, in Wien und ganz konkret auf den Straßen, in den Wohnungen, Synagogen, Geschäften und öffentlichen Einrichtungen.

Quellen:

- Gerhard Botz (2002). Ausgrenzung, Beraubung und Vernichtung. Das Ende der Wiener Judentums unter der nationalsozialistischen Herrschaft (1938-1945). In: Ders./Oxaal, Ivar/Pollak, Michael (Hg.): Eine zerstörte Kultur. Jüdisches Leben und Antisemitismus in Wien seit dem 19. Jahrhundert. Wien: Czernin, 315-339.
- Shoshana Duizend-Jensen (2004). Jüdische Gemeinden, Vereine, Stiftungen und Fonds. „Arisierung“ und Restitution. Veröffentlichungen der Österreichischen Historikerkommission. Band 21/2. Wien, Oldenbourg.
- Doron Rabinovici (2000). Instanzen der Ohnmacht. Wien 1938-1945. Der Weg zum Judenrat. Frankfurt am Main, Jüdischer Verlag.
- Doron Rabinovici. Novembepogrom. Sie rannten um ihr Leben. <http://www.erinnern.at>.
- Hans Safrian/Hans Witek (2008). Und keiner war dabei. Dokumente des alltäglichen Antisemitismus in Wien 1938. Wien, Pictus.
- Dokumente zum Novembepogrom 1938 in Wien. Aus: Widerstand und Verfolgung in Wien 1934–1945. Eine Dokumentation, hrsg. v. Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, 2. Aufl. Wien 1984, Bd. 3, S. 278–284). www.doew.at.

UND DIE TÄTER(_INNEN) ...?

Für die Zerstörung der Synagogen wurden ein paar hundert Mann aufgeboten. Die Täter gehörten dem SD („Sicherheitsdienst“), der SA („Sturmabteilung“), der allgemeinen SS („Schutzstaffel“), speziell der 11. und 89. SS-Standarte, und der berühmten SS-Verfügungstruppe an. Da das Pogrom als Ausbruch des spontanen Volkszorns erscheinen sollte, war ihnen jedoch verboten worden Uniformen zu tragen. Im Schlepptau der SS-Kommandos, welche die Grobarbeit verrichteten, führten die „braven“ Wiener Bürger_innen das Zerstörungswerk mit Begeisterung zu Ende und hatten im wahrsten Sinne des Wortes eine „Mordshetz“ dabei. Jeder SS-Sturm musste an die vorgesetzten Dienststellen schriftlich berichten, was an jenem Tag geschah, und die Verfasser setzten ihre Namen und Funktionen darunter.

Die offiziellen oder halboffiziellen Berichte der SS-Offiziere zeigen nicht nur, dass das Pogrom eine vollkommen organisierte Zerstörungsstrategie war, sondern aufgrund der von ihnen unterzeichneten Berichte waren (und sind) viele Täter namentlich bekannt. Die Behörden in den Nachkriegsjahren wussten ihre Wohnorte und Adressen, dennoch wurden die Täter nicht vor Gericht gestellt.

Hauptsturmführer Kurt Kowarik, Leiter des SD im 8. Bezirk, berichtete über die Aktionen seiner SS-Einheit an seine vorgesetzte Dienststelle. Jede angegriffene Synagoge wird in seinem Bericht eindeutig benannt und die verursachten Schäden werden sorgfältig aufgelistet:

„Auf Befehl des SS-Sturmführers Köberl führten die SS-Angehörigen SS-Hauptsturmführer Kowarik, SS-Scharführer Koscher, SS-Unterscharführer Rath, SS-Rottenführer Grohmann, nachstehende Aktionen durch: 1. Tempel, 2. Leopoldsgasse. Einrichtung vollkommen zerstört, verschiedene Aufzeichnungen, sowie ein silbernes Gewürzschiff wurden sichergestellt. Tempeldiener war arisch und sehr erfreut über unser Vorgehen. (...) 2. Tempel 20. Kluckygasse. (...) Erdgeschoss und Galerie wurden gründlich zerstört. (...) Hier wurden vier silberne Kultgegenstände, deren Namen uns unbekannt ist, ein silberner Gewürzbehälter sowie einige Tassen sichergestellt, während die rituellen Stickereien und sonstigen Dinge vollkommen vernichtet wurden. (...) 3. Tempel, 20. Wintergasse. Hier war bereits SS-Verfügungstruppe anwesend, mit der gemeinsam das Innere vollkommen vernichtet wurde. (...) 4. Tempel, 9. Grüne Torgasse. Wurde vollkommen zerstört, war bereits, da es schon 6 Uhr 45 war, von einer anderen Gruppe bearbeitet worden. Bei unserem Eintreffen war das Innere mit Rauch erfüllt (...) Zu bemerken wäre, dass bei den von uns besuchten Tempeln die Diener Arier waren und dass die Bevölkerung über unser Vorhaben grösste Befriedigung zeigte.“

SS-Stabsscharführer Rudolf Ungar schrieb: „Befehl erhalten 1.25. (...) Um 6 Uhr früh erfolgte der erste gründliche Einsatz. Vollständige Zerstörung des ‚Neudegger Tempels‘ im 8. Bezirk. Zerstörung des Bethauses in der Stumpergasse. Hausdurchsuchungen in der Herklotzgasse mit zahlreichen Sicherstellungen von Geld und Sachwerten. Ferner 15 Personen in Schutzhaft genommen und der Polizei übergeben. (...) Tempel in der Turnergasse vollständig zerstört, mit Benzin übergossen und angezündet. In der jüdischen Kultusgemeinde Geld und Akten sichergestellt. Eine weitere Gruppe arbeitete im 6. Bezirk. 25 Hausdurchsuchungen. 40 Leute im Café Raimund festgehalten.“

SS-Obersturmführer, Heinz Riegler, rapportierte: „SS-Obersturmführer Riegler, Scharführer Sischka und (...) begaben sich nach durchgeführter Verständigung der Einheiten sofort in den 5., 6., 8. und 14. Bezirk. (...) Die Bethäuser Wiedner Hauptstrasse 83 und Stumpergasse 42 waren noch unberührt und wurden von den oben angeführten Angehörigen der Standarte zerstört.“ Weiters berichtet er, dass die drei Wiener SS-Stürme gegen acht Uhr morgens schon auf 300 Mann angewachsen waren und schließt seinen Bericht mit: „Die nach so langer Zurückhaltung gebilligten

Massnahmen gegen die volkstumszersetzende Judenheit wurden von der ganzen Bevölkerung und insbesondere von der Schutzstaffel nicht nur gebilligt, sondern mit Begeisterung aufgenommen und es darf gesagt werden, dass die SS hier, soweit die Zeit dafür zur Verfügung stand, ganze Arbeit geleistet hat“.

„Wo sind die Täter, die so schöne Berichte an die Gauleitungen geschrieben hatten? (...) Sturmbannführer Köberl lebt als Vertreter in Wien, Kowarik lebt in Wien, Trittnet lebt in Baden, Ungar lebt in Wien, und auch die vielen anderen, die in den Berichten namentlich genannt sind, erfreuen sich der Freiheit. Sie sind heute biedere Kaufleute, Vertreter oder Pensionisten. Herr Skorzeny lebt in Madrid mit einem österreichischen Pass. (...) Gauleiter Hofer lebt in Mülheim an der Ruhr.“ Damit ging Simon Wiesenthal 1963 an die Öffentlichkeit.

Leopold Köberl hatte sich bis 1957 vorsichtshalber in der BRD aufgehalten. Zurück in Wien arbeitete er als Verkaufsleiter eines kleinen Unternehmens in der Leopoldstadt, er starb erst in den 1990er-Jahren. Die profil-Redakteurin Erika Wantoch suchte im Gedenkjahr 1988 den damals 84-jährigen ehemaligen SS-Sturmbannführer in seiner Wohnung in der Thaliastraße im 16. Bezirk auf. Sie begegnete dem niederträchtigen Charakter eines „Herrn Karl“, wie ihn einst Helmut Qualtinger in seinem genialen Monolog geschaffen hatte. „Früher war ich bei der SS, aber dann bin ich zur Stadt Wien.“ An das Pogrom konnte sich Köberl kaum erinnern: „Wann war denn die Kristallnacht? Im November?“ Er sei damals nur noch „ehrenamtlich“ bei der SS gewesen, sagte Köberl. Er könne sich nicht erklären, warum er in den Akten als Befehlshaber auftauche. Wahrscheinlich habe ihn „der Kowarik reingeschrieben“. Und: „Über die Kristallnacht weiß ich nix.“ Später im Krieg war er „überall, wo was zu holen war, ein Partisanenjäger“. Nach dem Krieg sei er in Deutschland geblieben, weil „hier hätten‘ mi velleicht eingesperrt“. „Was mit den Juden war“, habe er erst 1945 erfahren.

SS-Hauptsturmführer Josef Trittnet, Führer des SD-Unterabschnittes Wien, kehrte am 10.11.1938 um 10 Uhr vormittags von der Tagung der Sicherheitspolizei in München zurück, und setzte seinen SD-Abschnitt offiziell über die erlassenen Befehle in Kenntnis. In seinem ausführlichen „Erfahrungsbericht über die Judenaktion vom 9. bis 11. November 1938“ schildert er minutiös den Ablauf der Aktionen während des Novemberpogroms und lobt die Vorgangsweise der SS: „Bei den Tempelzerstörungen war im großen und ganzen ein diszipliniertes Vorgehen festzustellen, wie überhaupt die SS strenge ihre Weisungen durchführte.“ Fast im gleichen Atemzug berichtet er lakonisch über die Brutalität gegen die jüdische Bevölkerung: „Die Behandlung der Juden war zum Großteil eine sehr harte und artete meistens in brutale Züchtigungen aus.“

Rudolf Ungar war 1938 22 Jahre alt. Drei Jahrzehnte später erreichte Simon Wiesenthal ein Brief eines Salzburger Sozialdemokraten. Leopold Blechinger, Betriebsrat der Salzburger Gebietskrankenkasse, berichtete darin, dass ein Kontrollarzt der Kasse in angeheitertem Zustand mit seinen SS-Aktionen geprahlt habe, dass man bei Erkundigungen feststellen musste, dass dieser Rudolf Ungar seine NS-Vergangenheit

verheimlicht habe, dass er noch im April 1945 in Zell am See eine „Wehrwolfgruppe“ habe aufbauen wollen, sich dann als Schleichhändler durchgeschlagen habe und plötzlich als Arzt der Krankenkasse wieder aufgetaucht war. Nach seinen Geburtsdaten war es jener Ungar aus der Pogromnacht.

Für viele SS-Männer war die Pogromnacht eine Probe für die späteren Kriegsverbrechen an der Ostfront und am Balkan gewesen. Für Josef Trittnet etwa, der später im Distrikt Radom Dienst tat, wo 30.000 Jüdinnen und Juden zusammengetrieben, in ein Ghetto gesperrt und in Vernichtungslager deportiert wurden. Auch Josef Trittnet lebte nach dem Krieg unbehelligt in Baden. Heinz Riegler hatte sich 1947 ebenfalls in Baden niedergelassen, Kurt Kowarik lebte im 18. Bezirk und zeitweise auch in Baden.

Quellen:

- Christa Zöchling. Viele der Brandstifter und Mörder des Novemberpogroms 1938 in Wien waren namentlich bekannt. Sie standen nie vor Gericht, auch nicht nach 1945. profil. 6.11.2013. <http://www.profil.at/articles/1345/560/369003/novemberpogrom-wien-keiner-taeter-gericht>
- Dokumente zum Novemberpogrom 1938 in Wien. Aus: Widerstand und Verfolgung in Wien 1934–1945. Eine Dokumentation, hrsg. v. Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes, 2. Aufl. Wien 1984, Bd. 3, S. 278–284). www.doew.at

ANTISEMITISMUS HEUTE

Antisemitismus, das ist nicht bloß ein Wort aus Geschichtsbüchern und auf Gedenktafeln. Antisemitismus ist Alltag, österreichischer Alltag.

Es gibt noch immer antisemitische Arbeits-, Schul- und Unkolleg_innen, Nachbar_innen und Bekannte. Nicht selten hören wir immer noch antisemitische Beschimpfungen, das ist Alltag für Jüdinnen und Juden. Alltag sind auch antisemitische Parteien, Vereine, Organisationen, Parlamentsabgeordnete, Staatschefs usw. Antisemitismus findet sich überall, in jeder Gesellschaftsschicht.

In einer im Mai dieses Jahres veröffentlichten Umfrage der Anti-Defamation League meinten 42% der Österreicher_innen, Juden und Jüdinnen hätten zu viel Einfluss auf die internationalen Finanzmärkte. Das alte antisemitische Stereotyp greift noch immer. 30% glauben Juden und Jüdinnen würden Zeitungen und die Medienwelt kontrollieren. 33% bilden sich ein, Juden und Jüdinnen hätten zu viel Kontrolle über die globale Politik. Die antisemitischen Mythen der 1930er Jahre sind nicht Geschichte.

Antisemitische Stereotype sind auch Bestandteil der politischen Debatte und werden bewusst oder unbewusst auch von jenen eingesetzt, die sich von der offenen Feindschaft gegen Juden und Jüdinnen distanzieren. So ist es möglich, dass ein Parteichef antisemitische Karikaturen verbreitet und sich gleichzeitig als „Freund der Juden“ deklariert. Heutzutage wird Antisemitismus oft verklausuliert präsentiert oder als schein-

bar “harmloser” Antizionismus getarnt – verschwunden ist er deshalb keineswegs.

Antisemitismus darf nicht bagatellisiert und geduldet werden. Antisemitische Gewalt- und Vernichtungsdrohungen müssen ernst genommen werden. Wir wissen, wohin Antisemitismus geführt hat. Das dürfen wir NIEMALS VERGESSEN!

Nach der oben angeführten Studie der ADL sind 52% der Österreicher_innen der Meinung, dass Juden und Jüdinnen noch immer zu viel über die Geschehnisse des Holocausts sprechen. Diese Broschüre will ein bisschen etwas von dem erzählen, was diese Mehrheit nicht hören will.

BRIGITTENAU UND IHRE JÜDISCHE GESCHICHTE

Bereits bei der Gründung der Brigittenau als eigenständigem Bezirk im Jahr 1900 wies der neue 20. Bezirk einen hohen Anteil an jüdischer Bevölkerung auf. Von rund 200.000 Jüdinnen und Juden in Wien lebten 1923 etwa 17.500 Personen in der Brigittenau. Nach der Leopoldstadt, dem Alsergrund und der Inneren Stadt, war der 20. der Bezirk mit dem vierthöchsten Anteil jüdischer Bevölkerung in Wien, vor 1938 waren etwa 18% der Bezirksbevölkerung Jüdinnen und Juden.

Der Ausbruch des 1. Weltkrieges und der Zerfall der Monarchie brachten enorme Flüchtlingsströme aus den osteuropäischen Ländern nach Wien, sie erhoffen sich hier bessere Lebensbedingungen. In die Brigittenau zogen vor allem Zuwanderer_innen aus den östlichen Kronländern der Monarchie – nicht zuletzt deshalb, weil der Wohnraum, der nicht selten von mehreren Familien geteilt wurde, einer der günstigsten in der Stadt war. Ebenso wie die Leopoldstadt übte die Brigittenau daher eine besondere Anziehungskraft für Zuwanderer_innen aus, die fast alle aus ärmlichen Verhältnissen kamen. Die meisten Zuwanderer_innen waren mosaischen Glaubens, viele orthodox. Schon damals wurde der Bezirk durch eine Vielfalt von Mentalitäten, Religionen und Gebräuchen bereichert. Hier war es möglich Anschluss an religiöse und soziale Einrichtungen zu finden. Zum einen konnten so die Gewohnheiten und Gebräuche des meist ländlichen Lebens aus den Herkunftsregionen in die Großstadt transferiert, zum anderen aber auch die jüdischen Wohlfahrtseinrichtungen genutzt werden. Unter Bedingungen von oftmals drängendster Armut waren diese Einrichtungen für viele überlebensnotwendig.

Zentrum des jüdischen Lebens war die so genannte „Altbrigittenau“, zwischen Donaukanal, Wallensteinplatz, Augarten und Gaußplatz. In den 1930er Jahren entwickelte sich vor allem die Wallensteinstraße zum Zentrum des jüdischen Lebens in der Brigittenau. Hier gab es zahlreiche jüdische Geschäfte, Kaffeehäuser, Freizeiteinrich-

tungen, Bethäuser und vor allem auch viele soziale Vereine, die Einwanderer_innen unter die Arme griffen. Allein am Gaußplatz (bis 1919 Mathildenplatz) befand sich eine Vielzahl jüdischer Sozial- und Hilfseinrichtungen (siehe dazu den Text: „Gaußplatz: Antisemitismus, Verfolgung und Erinnerung“ in dieser Broschüre). Der Bezirk war also keine Nobelgegend, sondern hier wohnte das jüdische Proletariat.

Doch die Diskriminierung war allgegenwärtig: Schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts führten die Aufnahmebeschränkungen für Jüdinnen und Juden in zahlreichen Clubs und Vereinen – die de facto vor allem jüdische Männer trafen, waren Frauen doch meist ohnehin ausgeschlossen – zur Gründung jüdischer Parallelvereine und -organisationen. Charakteristisch ist die Geschichte von B'nai B'rith, die als jüdisches Pendant zu den angeblich freidenkerischen Freimaurerlogen geschaffen wurde und als Reaktion auf den bei Logenmitgliedern oft vorherrschenden Antisemitismus gedacht war. Sozial und karitativ war die Loge im 20. Bezirk vor allem in der Toynbee Halle aktiv. Die Toynbee Halle kann somit als ein Ort der Stärkung jüdischer Identität in Wien gesehen werden. Während Vereine wie B'nai B'rith als Reaktion auf den modernen Antisemitismus gegründet wurden, schufen sie auch Orte, an denen eine Revitalisierung religiös-kultureller Gebräuche und Rituale stattfinden konnte. Die Historikerin Shulamit Volkov schreibt von einem dynamischen Prozess der Dissimilation, einer Rückbesinnung auf jüdische Traditionen. Dieser Prozess war nicht allein durch den, vor allem ab den 1870er Jahren omnipräsenten, Antisemitismus und die aufgezwungenen Grenzen der Assimilation bestimmt, sondern auch von der Auseinandersetzung mit den jüdischen Zuwanderer_innen. „Was sie zusammenführte, war wohl die soziale Ausgrenzung und die gemeinsame private Kultur, aber auch der gemeinsame Stolz auf ihre kollektive Leistung und der gemeinsame Glaube an deren Verheißung. Sie wurden auf ihre Gemeinsamkeit zurückgeworfen durch das negative Bild, das sich eine antisemitische Gesellschaft von ihnen machte, aber auch durch das positive Gegenbild, das aufzurichten eine gelungene Assimilation ihnen erlaubte. So trugen sowohl der Antisemitismus als auch der Assimilationsprozeß dazu bei, einen dialektischen Prozeß der Dissimilation in Gang zu setzen.“

Die Brigittenau wurde aber auch immer wieder zum Ziel und Austragungsort von antisemitischen Angriffen und Pogromen - und zwar bereits viele Jahre vor dem sogenannten „Anschluss“. Sie war aber auch Schauplatz jüdischer Selbstverteidigung, jüdischer Kultur, Religion und Lebensart. Jüdisches Leben hatte die Brigittenau bis März 1938 geprägt - mit Kriegsende lebten noch 36 Jüdinnen und Juden in der Brigittenau, alle Hinweise auf die jüdische Vergangenheit des Bezirks waren ausgelöscht.

Quellen:

- Malleier, Elisabeth: Die jüdische Toynbee-Halle in der Brigittenau, in: Spuren Suche. Bildung, Politik, Demokratie, Jg 17, Heft 1-4, Wien 2006
- Payer, Peter: Jüdisches Leben in der Brigittenau. Ein Rundgang zu den stummen Zeugen der Vergangenheit. Brigittenau gestern-heute-morgen, Wien 1999
- Sommer, Robert: Vom Grund. Stadtteilarbeit im Wiener Auggartenviertel, Wien 1998
- Volkov, Shulamit: Antisemitismus als kultureller Code, München 2000

Bruno Frei

Wie andere Großstädte Europas hat auch Wien um die Jahrhundertwende und in der Zeit danach mit starken Veränderungen zu kämpfen: Industrialisierung, Urbanisierung und starkes Bevölkerungswachstum, Wohnungsnot und Armut. Das spiegelt die Brigittenau wider: sie ist geprägt von Einwanderungswellen, einer proletarischen Bevölkerung, viele sind jüdisch oder tschechisch, sie ist geprägt von Geflüchteten, vor allem aus Galizien und der Bukowina. Es ist ein armer Bezirk, in dem die Wohnungsnot stark zu spüren ist. Wichtig für die Sichtbarkeit sozialen Elends sind die Arbeiten von Bruno Frei. Der Journalist Bruno Frei ist 1897 geboren und schreibt verschiedene sozialkritische Reportagen wie *Ein Gang durch Wiener Elendswohnungen* und *Menschen im Elend*, die er in der linksgerichteten Zeitung „Der Abend“ publiziert. Selbst ist er Chefredakteur der kommunistischen Zeitung „Berlin am Morgen“. Schon 1933 emigriert er aus Österreich, leitet die Exil-Zeitschrift „Gegen-Angriff“ in Prag, flieht nach Paris, dann nach Mexiko. 1947 kehrt Bruno Frei nach Österreich zurück und übernimmt in Wien die Leitung des „Abend“.

1920 veröffentlicht er die Studie *Jüdisches Elend in Wien. Bilder und Daten*, über die er sagt:

„[...] eine Arbeit, die darauf ausgeht, das Gewissen der nichtsahnenden bürgerlichen Gesellschaft aufzurütteln, die auf einem morschen Traggerüst über dem Sumpf des Massenelends seine Faschingstänze aufführt“

Er möchte weder das jüdische Elend gegenüber dem nicht-jüdischen hervorheben, noch den Eindruck erwecken, dass alle Jüd*innen ein solches Dasein fristen würden; vielmehr will er ein differenziertes Bild der jüdischen Bevölkerung schaffen:



Die Reportage „jüdisches Elend in Wien“ zeigt erschreckende Bilder der Wohnungsnot.

„Nur mit Bezug auf die Juden will das Vorurteil nicht schwinden, dass sie in ihrer Gesamtheit ein Volk von einer ganz bestimmten, wirtschaftspolitischen Prägung seien, etwa Ausbeuter, oder Schmarotzer, oder Kapitalisten.“

Er schreibt darin, dass das antisemitische Bild des jüdischen Bankiers, Großindustriellen, Millionärs das jüdische Elend unsichtbar macht:

„Das jüdische Elend ist nicht anders als das nichtjüdische. Seine Darstellung erfolgt nicht, weil es ärger ist oder verbreiteter als jedes andere, sondern einfach, weil es da ist und dennoch absichtlich nicht zur Kenntnis genommen wird. So widersinnig es klingt, die vorliegende Schilderung jüdischen Elends wird lediglich zu dem Zwecke unternommen, um sein Vorhandensein denen, die es nicht sehen wollen, aufzudrängen.“

Die Klassegegensätze seien stärker als die Volks- und Religionsgemeinschaft, er kritisiert das jüdische Bürgertum in verständnisvollem Ton.

Die Reportage beinhaltet erschreckende Bilder von erbärmlichen Wohnverhältnissen. Doch damit das ganze Ausmaß bewusst und eine umfassende Kritik laut werden kann, müssen diese Einzelschicksale, so Frei, mithilfe von Statistiken verallgemeinert werden. Da es zu dieser Zeit keine statistischen Erhebungen gibt, die Zeugnis für dieses Elend ablegen würden, besucht Bruno Frei mit Kollegen 220 Wohnungen, davon 53 Flüchtlingswohnungen, größtenteils im 2. und 20. Bezirk, um stichprobenartige Statistiken zu erheben. Diese 220 Wohnungen werden insgesamt von 1416 Personen bewohnt, was also im Durchschnitt 6,4 Personen pro Wohnung bedeutet. Die Wohnungen bestehen im Minimalfall aus einem Kabinett, im Maximalfall aus zwei Zimmern, einem Vorzimmer und einer Küche. Auf ein Zimmer kommen durchschnittlich 2,5 Personen. Diese Angabe bildet jedoch in keinsten Weise die Wirklichkeit ab: Die Zimmer sind ganz unterschiedlich groß, weshalb in der Studie eine Raumeinheit 1 eingeführt wird, die der Größe eines Durchschnittszimmers mit zwei Fenstern entspricht. Dadurch ergibt sich eine viel größere durchschnittliche Zimmerbelegung von 7,4 Personen pro Raumeinheit, da so viele Wiener Wohnungen ein Kabinett besitzen, welches unterdurchschnittlich klein ist. In drei der gesamt untersuchten Wohnungen wohnen 14 Menschen, in einer sogar 18. Zwei Drittel aller 220 Wohnungen hat einen Mangel an Schlafstellen, sodass diese schichtweise geteilt werden. Von den 220 Wohnungen sind 52 dunkel, 41 feucht, in 48 wird die Küche als Schlafstelle benutzt,

21 Wohnung dienen auch als Arbeitsstätte, nur 17 haben eine Gasbeleuchtung, 6 elektrische Beleuchtung.

Frei widmet ein eigenes Kapitel dem Elend der Kinder. Unterernährung, Krankheiten, wie Tuberkulose, Rachitis und Krätze; unhygienische Verhältnisse, Sterblichkeit, Jugendkriminalität und die Traumata infolge des Kriegs sind weit verbreitet und zeigen deut-



Überbelegt, dunkel, feucht - so präsentierten sich 1920 viele Wohnungen in der Brigittenau



Bruno Frei publizierte gegen antisemitische Resentiments, die das jüdische Elend unsichtbar machten.

lich die erdrückenden und erschütternden Verhältnisse.

Bruno Frei sieht die Gründe für das Elend in Häuser speculationen und in der Wohnungsnot, „beide sind Erzeuger des Wohnungselends aber sie sind eine unmittelbare Folge des privaten Bodenbesitz“. Folge dessen sind fehlender Kündigungsschutz, sodass ohne Angaben von Gründen Mieter*innen innerhalb von

zwei Wochen die Wohnung räumen mussten und eine ständige Mietzinssteigerung. Für Frei scheint die einzige Möglichkeit das Elend zu beenden, in einer vollkommenen Sozialisierung des städtischen Grundes zu bestehen.

Bruno Frei thematisiert jedoch auch seine Darstellungsweise selbst und was daraus folgt. Zwar brauche es sofortige Hilfsmaßnahmen. Aber es reiche nicht aus, einzelne Schicksale zur Schau zu stellen, auf die dann Spenden und Wohltätigkeiten folgen, es müsse um eine umfassendere Kritik an wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen gehen.

„Die private Wohltätigkeit ist eben außerstande, Schritt zu halten mit dem Siebenmeilentempo der wirtschaftlichen Verelendung der Massen. Wenn die Einrichtungen der helfenden Liebe in arithmetischer Progression wachsen, schreiten Not und Elend in geometrischer vorwärts.“)

Er plädiert an die Verantwortlichkeit jeder einzelnen Person, dieses Elend nicht hinzunehmen. Die Bilder sollen aufklären, Armut sichtbar machen und zum Überdenken der Verhältnisse anregen. Jede Hilfsmaßnahme kann nur eine provisorische Hilfsmöglichkeit einer provisorischen Gesellschaft sein:

„In der kapitalistischen Welt allerdings bleiben auch diese lindernden Wirkungen für das grausame Elend nur ein Provisorium, denn es ist ein besonderes Merkmal dieser Gesellschaftsordnung, dass in ihr jeder Hilfsversuch, wie in einem bodenlosen Fass, spurlos verschwindet.“

Quellen:

- Frei, Bruno (1929): Jüdisches Elend in Wien. Bilder und Daten. Wien/ Berlin: Löwit Verlag.
- Mayer, Helga (1992): Else Feldmann. Journalistin und Schriftstellerin. Diplomarbeit, Universität Wien.

RABBINER-SCHNEERSON- PLATZ / LAUDER-CHABAD- CAMPUS

Im Jahr 1997 kam es zu einer Auseinandersetzung um das Bauvorhaben des Laudon-Chabad-Bildungscampus am Augarten, in der die Schulbetreiber_innen auch antisemitisch angegriffen wurden.

Die den Grünen nahestehende Bürger_innen-Initiative „Rettet den Augarten“, sah die Zugänglichkeit des Augartens und einen Teil des historischen Baumbestandes in Gefahr. Ob das Bildungszentrum der konservativen Glaubensgemeinschaft, das 1999 als eine von drei jüdischen Schulen in Wien eingeweiht wurde, nun im oder am Augarten entstehen sollte, war nicht nur eine semantische Spitzfindigkeit. Die private Nutzung eines Teils des Augartens, wurde von Anrainer_innen und organisierten Gegner_innen, als Bedrohungsszenario zugespitzt formuliert. Dem Einwand, daß die Formulierung „Rettet den...!“ angesichts der geringen, vom Schulprojekt beanspruchten Fläche, und die ebenfalls verwendete Wendung „im Augarten“ angesichts der Randlage des Grundstücks stark wahrheitsverzerrend sei, widersprachen die Projektgegner_innen, ohne auf die Kritik inhaltlich einzugehen. In einem Umkehrschluss, wurde den Schulbetreiber_innen vorgeworfen, mit unlauteren Informationen ein „falsches Spiel“ zu treiben. Es waren Gerüchte im Umlauf, dass Geschäftsinhaber_innen, die Unterschriftenlisten gegen das Projekt ausliegen hatten, öffentlich als Antisemit_innen denunziert werden würden.

Von 1918 bis 1938 wurde auf dem Gelände ein jüdisches Kinderambulatorium und Erholungsheim von der Israelitischen Kultusgemeinde (IKG) betrieben. Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme fielen die Gebäude an die SA. 1945 wurde das Grundstück – die Gebäude waren bei Luftangriffen zerstört worden – der IKG zurückgegeben. Angesichts der kleinen Zahl der überlebenden und zurückgekehrten Jüdinnen und Juden in Wien war die Wiederherstellung der Ambulanz beziehungsweise der vor 1938 vorgesehene Ausbau zum Kinderspital hinfällig geworden. Im Jahr 1971 schließlich verkaufte die IKG das Grundstück an die Stadt Wien, die auf einem Teil davon 1975 ein Pensionist_innenheim errichtete.

Dass das Gelände eine jüdische Vergangenheit hat, stand weit weniger im Fokus der Auseinandersetzung, als die Frage nach der Finanzierung des Schulbaus. Das Ansinnen, eine Schule zu bauen, wurde von Seiten der Stadt lange ausgebremst, erst als die Lauder-Chabad Stiftung 1996 mit dem Angebot einsprang, die gesamten Baukosten zu übernehmen, sollte ein geeigneter Baugrund gefunden werden, gewannen die Verhandlungen an Dynamik. Dass es notwendig wurde, einen privaten Investor zu finden, sorgte nicht für Unverständnis oder Empörung, dafür wurden die Schulbetrei-

ber_innen in antisemitischer Tradition als Nutznießer_innen internationaler Geldgeber diffamiert. Eine Aussage vom Infotelefon der Bürger_innen-Initiative bringt dies auf den Punkt: „Es kann ja wohl nicht sein, daß da jemand kommt und sagt, ich habe viel Geld, ich will, daß da etwas gebaut wird, und das passiert dann gegen den Willen der Leute, die davon betroffen sind.“ Das Geld für den Schulbau kam von der Ronald Lauder Stiftung, die in den USA beheimatet ist und aus ihren Stiftungsmitteln Projekte vor allem in Osteuropa fördert.

Die Grünen Brigittenau und die Initiative „Rettet den Augarten“ betonten dabei immer wieder, dass sie für den Schulbau der Laudon-Chabad Stiftung im 20. Bezirk wären, nur im Augarten müsse es nun wirklich nicht sein.

Die antisemitischen Feindbildzuschreibungen wurden aber auch von Aktivist_innen aus dem Umfeld von „Rettet den Augarten“ und vor allem dem des Aktionsradius Augarten (heute Aktionsradius Wien) kritisiert.

Ganz anders verhält es sich mit den offen antisemitischen Attacken, zu deren Zielscheibe die Schule in den folgenden Jahren wurde. Im November 2006 drang ein Mann außerhalb der Unterrichtszeit in den Campus ein und verwüstete die Schule. Mit einer Eisenstange zerschlug er 162 Fensterscheiben, zahlreiche Türen, Toiletten- und Waschräume wurden beschädigt. Die Versicherung bezifferte den Schaden mit 150.000 Euro. Als der Täter von der Polizei festgenommen wurde, stellte er sich als „Adolf Hitler“ vor.

Vier Jahre später, beim Chanukka-Fest am Stephansplatz im Dezember 2010, wurde der religiöse Leiter Rabbi Dov Gruzman von einem Unbekannten angefallen, in den Finger gebissen und schwer verletzt.

Quellen:

- Sommer, Robert: Vom Grund – Stadtteilarbeit im Wiener Augartenviertel, Aktionsradius Augarten 1998
- <http://www.nadir.org/nadir/periodika/tatblatt/78chabad.htm>
- <http://www.nadir.org/nadir/periodika/tatblatt/83chabad.htm>
- <http://derstandard.at/1332323376435/Juedische-Schule-in-Wien-Nach-wie-vor-latenter-Antisemitismus-vorhanden>

5 BRIGITTENAUER TEMPEL – KLUCKYGASSE 11

Eingeweiht am 20. September 1900 – Zerstört am 10. November 1938

Der „Brigittenuer Israelitische Tempelverein“ wurde bereits 1873 gegründet. Sein Betlokal befand sich ursprünglich im Haus Jägerstraße 41 und ab 1875 wechselte der Verein in das Haus Webergasse 20. Der Tempelverein bemühte sich lange Jahre um die Errichtung eines eigenen Tempels für den 20. Bezirk. In den Jahren 1899/1900 wurde in der Kluckygasse 11 nach Plänen des Architekten Jakob Gartner, der neben Max Fleischer zu den wichtigsten Synagogenarchitekten Wiens gehörte, eine Synagoge erbaut und am 20. September 1900 eingeweiht.

Das Gebäude im romanischen Stil wurde auf einem Grundstück mit drei Nachbarhäusern errichtet, sodass nur die Hauptfassade von außen sichtbar war. Geprägt war die Außenfassade von einem Spitzgiebel und einem großen Rosettenfenster, die von den dahinterliegenden, relativ hohen Zwiebeltürmen überragt wurden. Im Grundriss war die Synagoge durch drei Schiffe unterteilt. Auf Grund der Orientierung der Synagoge nach Osten wurde der Haupteingang durch die Vorlage des Vestibüls an die Seitenfront verlegt. Das Hauptschiff mit dem Betraum bot im Erdgeschoss 322 Männersitzplätze. Darüber angeordnet waren die auf vier gemauerten Pfeilern ruhenden Galerien mit 225 Frauensitzplätzen. Gedeckt war der zentrale Hallenbau von einem Zeltdach. Innenaufnahmen der Synagoge sind leider nicht erhalten bzw. nicht auffindbar.

Die Synagoge entwickelte sich rasch zum Zentrum des religiösen Lebens in der Brigittenau. Nachdem anfangs mehrere Rabbiner abwechselnd in der Synagoge ihren Dienst versahen, wurde ab 1926 Armin Abeles zum alleinigen Rabbiner bestellt, dem nach seinem Tod im Jahr 1930 Benjamin Murrelstein 1931 nachfolgte. An hohen Festtagen waren bis zu tausend Gläubige anwesend. Von 1907 bis 1938 wurden hier über zweitausend Eheschließungen vorgenommen. In der an den Tempel angeschlossenen Bibelschule wurden tausende jüdische Kinder mit der hebräischen Sprache und den Grundsätzen des Judentums vertraut gemacht.

Am 10. November um 07:00 in der Früh wurde die Synagoge Kluckygasse 11 geplündert, die silbernen Kultgegenstände von der Gestapo geraubt und die synagogalen Textilien vernichtet. Um 11:24 war der Thora-Schrein der Synagoge verbrannt. Im Bericht des SS-Hauptsturmführers Kowarik an seine Vorgesetzten hieß es nur lakonisch: (...) „Tempel, 20. Kluckygasse. Türfüllung eingedrückt, da die Schlüssel zum Gebäude nicht aufzutreiben waren. Der Tempel dürfte einer reichen Gemeinde angehören, da dieser an Prunk alle anderen übertraf. Erdgeschoss und Galerie wurden gründlich zerstört. Hier wurden vier silberne Kultgegenstände, deren Namen uns unbekannt ist,



Fassade der Synagoge in der Kluckygasse 11
- von Jakob Gartner in Anlehnung an den Stil
der Romanik geplant.

ein silberner Gewürzbehälter sowie einige Tassen sichergestellt, während die rituellen Stickerien und sonstigen Dinge vollkommen vernichtet wurden. Die Tempeldienerin entzog sich durch Flucht der Herausgabe der Schlüssel. Sie ist Arierin und Tschechin.“ Noch lakonischer ist die Berichterstattung der Zuständigen für die Löscharbeiten, die übrigens nicht dazu dienten, die Synagogen zu löschen, sondern die angrenzenden „arischen“ Häuser zu schützen: „11:24 Uhr: 20, Kluckygasse 11. Brannte im Tempel der Altar. Mit einer Schlauchlinie abgelöscht. Eine Schlauchlinie in Reserve. Schaden zirka 2000 RM.“ Bald danach wurde die Synagoge vollständig abgetragen. Im November 1938 war nach dem Stand des Grundbuches von Juli 1927 der „Brigittenauer Israelitische Tempelverein“ Alleineigentümer der Liegenschaft. Auf Grund des Bescheides des „Hauptkommissars für die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich – Stab-Hilfskommission für Vereine, Organisationen und Verbände“ vom 13. April 1939 wurde der Tempelverein aufgelöst und das Eigentumsrecht für die „Aufbaufonds-Vermögensverwaltungsgesellschaft“ einverleibt. Kurz darauf wurde das Grundstück an einen Herrn Robert Supperer veräußert.

Infolge eines Beschlusses der Rückstellungskommission beim Landesgericht für Zivilrechtssachen Wien vom 16. Jänner 1948 wurde die Einleitung des Rückstellungsverfahrens vorgemerkt. Es wurde ein Vergleich geschlossen und am 25. Jänner 1949 das Eigentumsrecht für die Israelitische Kultusgemeinde Wien nach Zahlung eines Entschädigungsbetrages von ATS 2.158,52 (€ 157,87) einverleibt. Das Grundstück wurde im Jahre 1953 an die Stadt Wien verkauft, die auf der Liegenschaft einen Wohnbau errichtete.

Bereits 1988 wurde eine Gedenktafel – damals stellvertretend für alle Synagogen und Bethäuser der Brigittenau – angebracht, welche 2008 noch um ein Bild der zerstörten Synagoge erweitert wurde. In der Zwischenzeit wurde auch an dem noch bestehenden Gebäude der Synagoge in der Kaschlgasse 4 eine Gedenktafel angebracht. Allerdings enthält weder diese noch die andere Gedenktafel in der Kaschlgasse einen Hinweis auf die jeweils andere Synagoge, sodass keine weitere Orientierung möglich ist.

Auf der Tafel steht in Hebräisch und Deutsch:

Hier stand eine um 1900 nach Plänen des Architekten Jakob Gartner erbaute Synagoge. Zerstört in der „Reichskristallnacht“ am 10. November 1938.

Quellen:

- Nora Mundigler: „Wiener Synagogen nach 1938“ Gradmesser für Österreichs Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus? Diplomarbeit, Wien 2013.
- Peter Payer. Jüdisches Leben in der Brigittenau. Ein Rundgang zu den stummen Zeugen der Vergangenheit. Brigittenau: gestern-heute-morgen. Wien 1999, S. 111-121.
- David – Jüdische Kulturzeitschrift, Heft 77, 06/2008. davidkultur.at.

3 SYNAGOGE – KASCHLGASSE 4

Erbaut 1931/32 – Eingeweiht 1932 – Verwüstet 1938



Synagoge Kaschlgasse 4 - Funktionalistische Baustruktur mit Wohnungen über den Sakralräumen.

Der seit 1920 registrierte orthodoxe Bethaus- und Wohltätigkeitsverein „Bene Berith“ („Söhne Israels“) hatte die Liegenschaft Kaschlgasse 4 im Jahr seiner Registrierung erworben. Die von den Architekten Franz Katlein und Carl Fleischer geplante Synagoge wurde in den Jahren 1931/32 errichtet und im Juni 1932 eingeweiht. Der Tempel umfasste 256 Frauen- und 344 Männer-sitze und stellte nach der Synagoge in der Kluckygasse 11 das zweitgrößte religiöse Zentrum der Brigittenauer Jüdinnen und Juden vor 1938 dar. Die Haupterschließung der Synagoge erfolgte über die Kaschlgasse 4, jedoch war der Gebäudekomplex auch über die Raffaelgasse zugänglich. Eine Besonderheit dieses Bethauses war die „funktionalistische“ Baustruktur mit Wohnungen im Obergeschoss. Aufgrund eines neuen Wohnbauförderungsgesetzes der Stadt Wien, erlassen im Jahr 1929, mussten unter Androhung der Enteignung direkt

über der in der Sockelzone gelegenen Synagoge Wohnungen errichtet werden, die von Vereinsmitgliedern angemietet werden konnten.

Während des Novemberpogroms 1938 wurde zwar der Sakralraum der Synagoge verwüstet, die grundsätzliche Bausubstanz wurde allerdings nicht zerstört und die bauli-

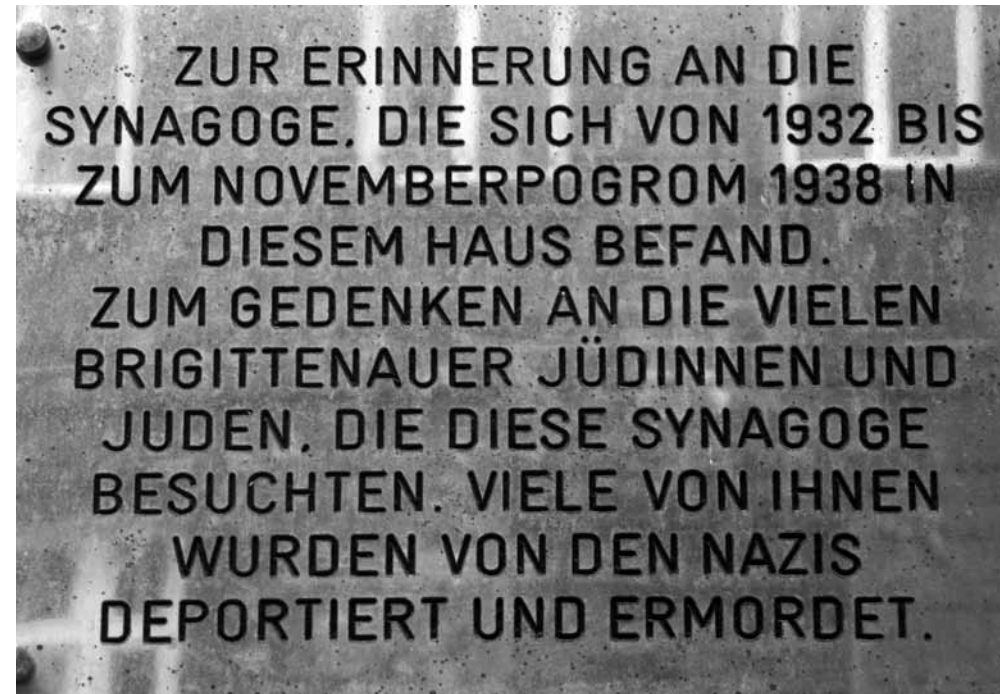
chen Reste im Erdgeschoß sowie der Eingangsbereich sind bis heute erhalten. Als Eigentümerin der Liegenschaft wurde 1940 Dr. Christine Palisa ins Grundbuch eingetragen; über die Nutzung der Synagoge während der NS-Zeit ist nichts bekannt. Nach der NS-Herrschaft wurden die vormals sakralen Räumlichkeiten unter dem Namen „Kaschlsäle“ als Veranstaltungsort bzw. Freizeiteinrichtung mit Tanzveranstaltungen

Synagogen-Einweihung im XX. Bezirk.

Zwölf Jahre lang hat der Vorstand des Bethaus- und Unterstützungsvereins „Bene Berith“, Wien XX., mit Energie und Aufopferung gearbeitet, um das große Werk, die Errichtung einer Synagoge, zu schaffen. Nun ist es gelungen. Sonntag, den 19. Juni, fand die Einweihung der Synagoge (XX., Kaschlgasse 4) statt, die sich zu einer erhebenden Feier gestaltete. Nach dem „Mah Tauwuh“ und „Ledaur Mismaur“, von Oberkantor Müller und seinem Chor feierlich vorgetragen, wurde die Bundeslade geöffnet und es erfolgte die Einstellung der Thorarollen. Hierauf wurden die versammelten Festgäste durch den Vereinsobmann Herrn S. Arak begrüßt. Die Festrede hielt nach dem Anzünden des ewigen Lichtes Rabbiner Dr. David Feuchtwang, der in formvollendeter und inhaltsreicher Weise die Bedeutung dieser Neuschöpfung hervorhob. Gerade in den schlimmen Zeiten, in den Tagen seelischer und wirtschaftlicher Not, erklärte Dr. Feuchtwang, kann der Tempel zum Sammelpunkt aller Kräfte des Judentums werden. Nach Begrüßungsreden des Rabbiners Babad und des Präsidenten Professor Alois Pick, der die herzlichsten Glückwünsche der Kultusgemeinde übermittelte, hielt der Vizeobmann Herr J. Seidmann an die erschienenen Festgäste und Vereinsmitglieder eine längere Ansprache, in der er den Sinn und die Bedeutung des neuen Tempels darlegte. In seinen Gotteshäusern, führte Herr Seidmann historisch und gedanklich aus, hat das jüdische Volk gelernt, sich zusammenschließen und die Gebote der Heiligen Schrift sich einzuprägen. Hier wurden die Gelder der Zedakah, die Mittel für die Erhaltung der armen Stammesbrüder, beschafft, hier fand der Jude Trost in allen Tagen der Verfolgung und des Leidens, hier war auch der Ort, wo unsere Kinder die erste Erziehung genossen und wo die Grundlage und Pflegestätte der jüdischen Kultur von Anbeginn geschaffen wurde. Die Juden haben alle Jahrhunderte hindurch im Gotteshaus seelische Erbauung gefunden. In der Lehre liegt die Kraft – diese Weisheit hat sich beim jüdischen Volk stets bewahrt. Zum Schluß hob Herr Seidmann die Tätigkeit des Vereinsvorstandes und der hilfsbereiten Mitglieder hervor, dankte allen Gönnern und Spendern für ihre Mithilfe, gedachte der seit Beginn des religiösen Werkes verstorbenen Mitglieder und erlebte den Segen des Allmächtigen für die ganze jüdische Gemeinde. Seine ausgezeichnete Rede wurde mit tiefer Andacht aufgenommen. Dem feierlichen Eröffnungsakt wohnten zahlreiche Rabbiner, Vertreter der Kultusgemeinde, der Bezirkssektionen, der Bauleitung, zahlreiche Delegierte jüdischer Bethausvereine und viele Tempelvorsteher bei. Mit einem von Oberkantor Müller und Chor herrlich ausgeführten „Hallelujah“ schloß nach Verrichtung des Mincha- und Mairiw-Gebetes die erhebende Feier.

Quelle:

- Jüdische Wochenschrift – Die Wahrheit. XLVIII. Jahrgang, Nummer 27. Wien, 1. Juli 1932.



betrieben und in weiterer Folge befand sich in diesen lange Zeit eine Filiale eines Lebensmittelkonzerns. Im Zuge eines Rückstellungsverfahrens ging die Liegenschaft 1957 wieder an die Israelitische Kultusgemeinde (IKG) – die Räumlichkeiten stehen heute leer. Die Synagoge in der Kaschlgasse gehört zu jenen, die von Bob Martens und Herbert Peter virtuell rekonstruiert wurden.

Nachdem es 2009 seitens der Bezirksvertretung noch hieß, dass eine Gedenktafel, die sich auf dem Grundstück der zerstörten Synagoge in der Kluckygasse 11 befindet, stellvertretend für alle Synagogen und Bethäuser des 20. Bezirks genügen müsse, wurde später dennoch an dem Haus eine Gedenktafel angebracht. So wie auch die Gedenktafel in der Kluckygasse 11 erwähnt sie die dortige Synagoge nicht. Wer also wissen möchte, wo sich eine weitere Synagoge im 20. Bezirk – einem damals und auch heute noch wichtigen Bezirk für die jüdische Bevölkerung – befindet, kann sich daran nicht orientieren.

Quellen:

- Nora Mundigler. Wiener Synagogen nach 1938 – Gradmesser für Österreichs Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus? Diplomarbeit, Wien 2013.
- Peter Payer. Jüdisches Leben in der Brigittenau. Ein Rundgang zu den stummen Zeugen der Vergangenheit. Brigittenau: gestern-heute-morgen. Wien 1999, S. 111-121.
- Bob Martens /Herbert Peter. Die zerstörten Synagogen Wiens – virtuelle Spaziergänge. Mandelbaum Verlag, Wien 2009.

2 SCHULE UND GESTAPO-SAMMELLAGER KARAJANGASSE 14/16

Das Brigitta-Realgymnasium und die Volksschule in der Karajangasse 14/16 wurden in den 1930er Jahren von vielen jüdischen Schüler_innen besucht. Ca. ein Drittel der Volksschüler_innen und Gymnasiast_innen war jüdischen Glaubens, von der Verfolgung als Juden und Jüdinnen nach der Definition der Nürnberger Rassengesetze waren aber mehr betroffen.

Mit dem "Anschluss" im März 1938 änderte sich der Alltag der jüdischen Schüler_innen gravierend. Der damals 15jährige Schüler Arthur Rosenthal erinnert sich später: "Dieser Freitag also. Dieser 11. März Anno Diaboli 1938. [...] Kanzler Schuschnigg hatte also, endlich, zum Handeln gegen die Nazis aufgerufen: zur Volksabstimmung. Sie musste gewonnen werden, unbedingt, begriff ich. Mochte meine Welt auch kindlich klein und umhegt gewesen sein – eine Niederlage müsste sie jedenfalls zum Einsturz bringen. Vollends, bis ins intimste Eckchen. Man wusste ja – jawohl, man wusste! –, was sich ‚draußen im Reich‘ begab und womit übrigens auch die heimischen Nazis recht unverhohlen drohten. Das Wort Dachau, etwa, war auch in Wien längst ein Begriff und hatte nachdrücklichst einen anderen verdrängt: Wöllersdorf [austrofaschistisches Inhaftierungslager].

Ich war aufgeregt am Morgen jenes 11. März. Alle waren aufgeregt. Und ich war züversichtlich. Wie denn auch nicht – mit 15. Auf dem Weg in die Schule, teils mit der Straßenbahn (nur nannte man sie damals kaum Straßenbahn, sondern meist ‚die Elektrische‘), suchte ich nach ständiger Bestätigung: Ich zählte, zählte, zählte die Abzeichen, die an den Mantelaufschlägen der Menschen blitzten – zählte die ‚vaterländischen‘, die Kruckenkreuze; und zählte die ‚anderen‘, die Hakenkreuze, die zwar entsetzlich zahlreich waren, aber doch, Welch Genugtuung, in der Minderzahl. Dennoch: Wo kamen sie plötzlich her, diese Hakenkreuznadeln? Und wieso und durch wen wussten von einem Tag auf den nächsten so viele Leute, wo überall diese Abzeichen zu beziehen waren – und dass es geraten schien sie anzustecken?

[...] Tage später – ein ganzes Zeitalter später. Dazwischen lagen qualvolle Stunden am Radioapparat, der Hitlers Einzug in Linz, dann auch in Wien bis in mein nun gar nicht mehr trautes Kämmerlein schmetterte. Auch diesmal: Kein ‚Wunder in letzter Minute‘, irgendwo tief innen noch immer erhofft; nur unverrückbare Tatsachen. Schuschniggs so christliche ‚Ostmärkische Sturmsharen‘ gab es, wie so vieles andere, nicht mehr. Es gab allerdings Sturmsharen. Und es gab – die Ostmark.



Und nun auch den ersten Schultag in dieser. [...]

Es fehlten auch mehrere Mitschüler in der 6B, wo die ‚Nichtarier‘ nun weisungsgemäß auf abgesonderten Bänken zu sitzen hatten und nicht mehr ich, sondern der in funkelnagelneuer HJ-Koppel amtierende Walter Zehner Klassensprecher (und ‚Klassenführer‘) war, wie er mir bündig bekanntgab. Bernhard fehlte. Fritzl Sauer fehlte. Ersterer Jude, letzterer ganz und gar nicht. Beider Väter waren verhaftet. ‚Rotlauf.‘

Professor Berger, zuständig für unsere Geschichtskennntnisse, erschien, das Parteiabzeichen im Knopfloch, hielt – wie er versicherte, ‚noch atemlos von den historischen Ereignissen‘ – eine Rede über ‚die nun erfüllbar gewordene Mission unseres deutschen Volkes‘, dann kommandierte Walter Zehner: ‚Stillgestanden! Wir singen das Deutschland-Lied!‘

Diesmal galt kein ‚Seid einig!‘ beim Singen der Hymne. Die Juden – sie waren eben keine Deutschen – hatten schweigend stramm zu stehen, unter den anderen kannten einige den Text noch nicht – und drei gab es, die wollten ihn nicht kennen. Drei Burshen aus Arbeiterfamilien. Für ihr Schweigen werde ich ihnen mein Leben lang dankbar bleiben. Es war die erste mich voll erreichende Botschaft aus einer gesellschaftlichen Region, die mir bald Heimat werden sollte.

Doch das erfasste ich damals noch nicht.”¹

Wie in allen öffentlichen Einrichtungen wurde der austrofaschistische Schuldirektor durch einen nationalsozialistischen ersetzt. Ab Mai 1938 wurden jüdische Schüler_innen separiert und mussten I-Klassen („Israeliten-Klassen“) besuchen, die getrennt von den „Arierklassen“ im Schulhaus untergebracht waren. Zudem mussten sie das Schulhaus über einen eigenen Eingang in der Wasnergasse betreten. Im Schuljahr 1938/39 wurden auch diese Klassen aufgelöst und jüdische Schüler_innen durften die Schule nicht mehr besuchen.

Dieses Verbot war nicht auf die Schule in der Karajangasse beschränkt. In ganz Wien und in allen Bundesländern wurden Juden und Jüdinnen im Laufe des Jahres 1938 vom Unterricht ausgeschlossen. Diese Maßnahme war ein weiterer Aspekt der antisemitischen Verfolgungspolitik.

Das Gestapo-Sammellager in der Karajangasse während des Novemberpogroms. Im Schulgebäude in der Karajangasse 14 wurde kurz nach dem „Anschluss“ ein sogenanntes Notgefängnis der Gestapo, das als Durchgangslager und Sammelstelle für Verhaftete diente, eingerichtet.

Von März 1938 bis 1939 wurden hier Tausende Gegner_innen des Nationalsozialismus sowie Jüdinnen und Juden von der Gestapo festgehalten. Bereits im April 1938 gingen von hier die ersten Transporte nach Dachau. Unter den Häftlingen in der Karajangasse waren unter anderen auch der spätere Bundeskanzler Bruno Kreisky und der Künstler und Schriftsteller Fritz Grünbaum².

Während des Novemberpogroms wurden in Wien ca. 6500 jüdische Männer festgenommen und in das Polizeigefangenenhaus auf der Roßauer Lände oder in die Aushilfsgefängnisse Karajangasse und Kenyongasse gebracht und ungefähr 4000 von ihnen in den folgenden Tagen in das Konzentrationslager Dachau überstellt.

Aus ganz Wien wurden im Zuge des Novemberpogroms verhaftete Juden in die Karajangasse gebracht. Dort peitschten SS-Männer die mit den Transporten ankommenden Verhafteten mit Stahlruten, an deren Ende Bleikugeln hingen, in das Gebäude hinein. In Klassenzimmern für ehemals vierzig Schüler waren bis zu dreihundert Menschen zusammengesperrt. Zur Belustigung der Wachen mussten sie im Schulhof bei strömendem Regen stundenlang Freiübungen machen, besonders Wippen und Kniebeugen, wobei ältere Menschen bald zusammenbrachen.

Carl Löwenstein, der am 10. November verhaftet wurde, berichtet:

“[...] Nachts um 12 Uhr [wurden] die übrigen mit Lastautos nach dem Kommissariat Karajangasse, einer Schule, gebracht. Dort wurden sie von der ‚wütenden Volksmenge‘ empfangen und auf dem Weg vom Auto zum Portal mit Steinen beworfen und mit Faustschlägen und Knüppelhieben durch SA und SS mit Stahlhelmen traktiert. Ein Jude schrie: ‚Ihr habt uns doch schon genug geschlagen, gebt doch Ruhe!‘ Ihm wurde von seinen Kameraden der Mund zugehalten, damit nicht noch Schlimmeres gesche-

hen sollte. In den großen Turnsaal wurden ungefähr 2500 Mann hineingepfercht, einige fielen zusammen, bekamen Herzkrämpfe. ‚Lasst die Hunde krepieren‘ und andere derartige Redensarten konnte man hören. Dann erschien ein Funktionär, Gauleiter vom 20. Bezirk, von Beruf Friseur, der sich mit Pose hinstellte und nachdrücklich brüllte: ‚Grynspan, alles Grynspan. Diese Rasse gehört vertilgt zu werden, und das wird geschehen!‘ Der Gefängnisleiter, ein Assessor aus Berlin, ließ sich einzelne Leute herausrufen, einer musste den anderen verhauen, dann hieß es, es sei nicht genug, und dann wurden sie noch tüchtig verprügelt. Die Verpflegung war gut, da die jüdische Kultusgemeinde bezahlt hatte.”³

Heute ist an der Schule eine Gedenktafel angebracht und in den Kellerräumlichkeiten des Brigittenauer Gymnasiums sind seit Mai 1999 zwei zeitgeschichtliche Ausstellungen zu sehen: die Ausstellung „Als Schulen zu Gefängnissen wurden“, gestaltet von Schüler_innen des Gymnasiums (in Etappen seit 1988) sowie „Die verlorene Insel“ - gestaltet vom Aktionsradius Augarten. Die Gedenkstätte kam auf Initiative dieser beiden Institutionen zustande. Im Jahr 2009 wurden die vorhandenen Ausstellungen wieder in Zusammenarbeit mit Schüler_innen um transnationale Geschichtsbilder erweitert (siehe in dieser Broschüre: „Und was hat das mit mir zu tun?“ Ein Forschungs- und Vermittlungsprojekt in der Gedenkstätte Karajangasse).

Quellen:

- Aktionsradius Augarten/Sommer, Robert (Hg.): Die Verlorene Insel. Als Schulen zu Gefängnissen wurden... Das Buch zur Gedenkstätte Karajangasse. Wien: 1999.
- Barkow, Ben (Hg.): Novemberpogrom 1938: die Augenzeugenberichte der Wiener Library, London. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2008.
- Gedenkstätte Karajangasse: <http://www.borg20.at/extern/index.php/smgedenk>
- http://www.stadt-forschung.at/downloads/Juedische_Brigittenau.pdf
- Moser, Johnny: Die „Kristallnacht“ - Ein Wendepunkt der europäischen Geschichte? In: Erben, Tino (Hg): Der Novemberpogrom 1938: die „Reichskristallnacht“ in Wien. Wien: Eigenverlag d. Museen d. Stadt Wien, 1988, 59-63.
- Rosenkranz, Herbert: „Reichskristallnacht“. 9. November 1938 in Österreich. Wien/Frankfurt/Zürich: 1968.

Fußnoten:

- 1 Arthur West, geb. Rosenthal, konnte 1939 nach England emigrieren, wo er als Hilfsarbeiter in Fabriken tätig war und sich später freiwillig zur Britischen Armee meldete. 1946 kehrte er nach Wien zurück und wirkte als Kommunist, Schriftsteller und Journalist.
- 2 Fritz Grünbaum, geb. am 7.4.1880, wurde bereits einige Tage nach dem Anschluss verhaftet und zunächst im Polizeigeängnis auf der Roßauer Lände und in der Karajangasse interniert. Am 24.5.1938 wurde er von dort ins KZ Dachau und später ins KZ Buchenwald überstellt. Nach seiner Rücküberstellung wurde er am 14.1.1941 im KZ Dachau ermordet.
- 3 Carl Löwenstein konnte nach Amsterdam und später nach Bolivien emigrieren.

4 DIE JÜDISCHE TOYNBEE-HALLE IN DER BRIGITTENAU

Die Jahrhundertwende war eine Zeit der Reformbewegungen. Um 1900 entstanden auch in Wien Gruppen, welche soziale Fragen nach Bildung, Besitz und Umverteilung formulierten und gesellschaftliche Veränderung initiieren wollten. Als Ansatz galt das praktische, individuelle Leben, das in Kollektiven und Vereinen neu und revolutionär anders organisiert werden sollte. Die Reformbewegung war nicht genuin links, ganz im Gegenteil formierte sich in der Ablehnung der modernen „Degeneration“, die „deutsch-arische“ Siedlungsbewegung. Prominentes Beispiel dafür ist die 1893 gegründete Obstbaugenossenschaft Eden bei Berlin, welche eine „deutsch-völkische Gesinnung“, die nichtjüdischen Deutschen vorbehalten bliebe, als Grundlage des Siedlungsgedanken voraussetzte.

Die internationale Settlement Bewegung entstand in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in England. Die erste Niederlassung wurde 1884 im Londoner East End gegründet. Benannt nach dem politischen Ökonomen Arnold Toynbee (1852-1883), sollte in dieser ersten Toynbee-Halle¹ klassenübergreifend persönlicher Kontakt zu den Armen aufgenommen und zugleich Wissen vermittelt werden. Der Klassengegensatz sollte von Seite der Besitzenden auch dadurch überwunden werden, dass sie selbst in den Armenvierteln wohnten. Diese Einrichtungen, die eine enorme Anziehungskraft gerade auch für die zur Untätigkeit bestimmten bürgerlichen Frauen entwickelten, wurden Settlement genannt, „Niederlassung“ – Niederlassungen auf dem dem Bürgertum fremden Kontinent der Armut. Der in dieser Bezeichnung mitschwingende kolonisierende Anspruch einer bürgerlichen Mittelschicht, die den Armen im Namen der Kultur ihre eigenen Werte vermitteln wollte, wurde bereits damals erkannt und kritisiert. So meinte etwa die Anarchistin Emma Goldmann bei ihrem Besuch eines Settlements in New York: „Es ist ja ganz schön, wenn man den Armen beibringt, mit der Gabel zu essen [...] aber was hilft das, wenn sie nichts zu essen haben?“ Während sich die Settlement Bewegung nicht nur als überparteilich, sondern darüber hinaus, als grundlegend unpolitisch verstand, stießen ihre Debatten auf lokaler Ebene wiederholt Veränderungen in der Sozialgesetzgebung an.

Die Idee des Settlements breitete sich rasch über England und die USA bis nach Japan aus. Als erste Niederlassungen in Kontinental-Europa entstanden in schneller Folge 1900 und 1901 zwei Einrichtungen in Wien. Die „jüdische Toynbee-Halle“ in der Brigittenau und das „Ottakringer Settlement“, das eng mit der österreichischen Frauenbewegung verbunden war, wurden aus sehr unterschiedlichen Motiven und mit teilweise gegensätzlichen Zielen gegründet. Der offizielle Gründungsauftrag für die Toynbee-Halle in Wien erging am 12. November 1900 durch Leon Kellner (1859-1928) und wurde in verschiedenen jüdischen Zeitungen publiziert. Für Leon Kellner gab es meh-



Fotos aus dem Ottakringer Settlement um 1930. Hier wurden Jungen und Mädchen in die Hausarbeit einbezogen.

rere Gründe, eine explizit jüdische Toynbee-Halle ins Leben zu rufen. Der Hauptgrund war für ihn der Antisemitismus:

„Wien ist – leider! – nicht London, und was für die Armen von Whitechapel eine selbstverständliche Sache ist, das wäre dem Wiener, und zwar nicht nur dem Wiener der untersten Schichte, ein unbegreifliches Wagnis: Christen und Juden gleichwertige Stadtgenossen teilnehmend an ein und der selben geselligen Unterhaltung.“ Als Strategie gegen den Antisemitismus verband die Toynbee-Halle in ihrem Bildungskonzept einen Assimilierungsansatz mit der Auseinandersetzung und Aufklärung über Geschichte, Sprache und Religion des Judentums. Sie war damit vor allem ein Ort zionistischer Organisationen.

Die Eröffnung der Halle am 2. Dezember 1900 in der Brigittenauer Webergasse 13 war ein so großer Erfolg, dass die Besucher_innen in drei Tranchen eingelassen werden mussten. Dieser Zuspruch sollte sich als konstant erweisen. Wie Besuchsstatistiken aus den Anfangsjahren zeigen, wurden die Veranstaltungsabende beispielsweise im Jahr 1906 von insgesamt 27.950 Personen besucht. Die gemeinsame Abendgestaltung bildete, neben dem sozialen Angebot (vor allem Essensausgaben und Kinderbetreuung) den zentralen Angelpunkt. Die Veranstaltungen in der Toynbee-Halle waren in ein Sommer- und ein Winterprogramm unterteilt. Während im Winter fast täglich für alle zugängliche Vorträge stattfanden, gab es im Sommer auch Fortbildungskurse in Englisch, Französisch, Hebräisch, Stenographie und Buchhaltung. Anders als in vielen internationalen Niederlassungen, diente die Toynbee-Halle nicht als Wohnort.

Die Organisation der Toynbee-Halle wurde auf verschiedene Komitees verteilt, es gab jeweils ein Komitee für Vorträge, Unterrichtskurse, Musik, Bewirtung, die Kinderbetreuung während der so genannten Kindertage und für Propaganda. In diesen Komitees waren mehrheitlich Frauen tätig, während der Vereinsvorstand ausschließlich aus Männern bestand.

Wie bereits erwähnt, verstand sich die Toynbee-Halle als unpolitisch, die Initiator_innen schrieben, sie solle kein „Tummelplatz von Leidenschaften sein“ und politischen Ideen keinen Ort bieten. In den Statuten hieß es dazu:

„...die Anbahnung freundschaftlicher Beziehungen zwischen den Besitzlosen und der besitzenden Klasse und die Hebung des geistigen, körperlichen und sittlichen Niveaus der armen Bevölkerung [...], jedoch unter Ausschluss jeder politischen Tätigkeit“

So wie es nicht zu politischen Diskussionen und Agitation kommen sollte, war es ein weiteres Anliegen, den Arbeiter_innen eine nüchterne und als sinnvoll erachtete Freizeitgestaltung nahezubringen. Der bildungsbürgerliche Standesdünkel sah sie gefährdet von Nachtleben und Tengel-Tangel, vor deren Kontakt sie geschützt werden sollten.

Ungeklärt bleibt das Verhältnis zwischen der Toynbee-Halle in der Brigittenau und dem Ottakringer Settlement. Die beiden Einrichtungen nahmen in ihren Jahresberichten und Veröffentlichungen an keiner Stelle aufeinander Bezug. Als eine inhaltliche Kontroverse kann das Verhältnis zur so genannten Frauenfrage und der sich formierenden ersten Frauenbewegung angenommen werden. Im Ottakringer Settlement organisierten sich vor allem säkulare Frauen aus der Frauenbewegung, wie Else Federn (1874-1946), ihr stand Leon Kellner gegenüber, der die Frauenemanzipation als „nicht-jüdisches Phänomen“ verstand, dessen „Auswüchse“ er bekämpfen wollte.

Im Gegensatz zum Ottakringer Settlement bestand die Toynbee-Halle 1938 schon lange nicht mehr in ihrer ursprünglichen Form. Bereits im Jahr 1904 hatte die B'nai B'rith- Loge „Eintracht“ die Einrichtung aus finanziellen Gründen „in Patronanz“ übernommen. In den folgenden Jahren kam es an den wechselnden Adressen², zu Kooperationen zwischen der Toynbee-Halle und zionistischen Wohltätigkeitsvereinen, wie den Mädchenvereinen „Hadessa“ und „Moria“ oder Vereinen der „Eintracht“.

Im weiteren Unterschied zum Settlement in Ottakring, nahm die jüdische Toynbee-Halle ihre Arbeit nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges nicht wieder auf. Die Menschen, für die sie gedacht gewesen war, waren nicht mehr da.

Quellen:

- Spurensuche. Bildung, Politik, Demokratie. Jg 17, Heft 1-4, Malleier, Elisabeth. Die jüdische Toynbee-Halle in der Wiener Brigittenau
- <http://www.augustin.or.at/zeitung/tun-und-lassen/zur-geschichte-eines-fruehen-internationalen-sozialprojekts.html>
- http://de.wikipedia.org/wiki/Verein_Wiener_Settlement

Fußnoten:

- 1 Die Toynbee Hall im Londoner East End existiert bis heute und feiert dieses Jahr ihr 130. Jubiläum
- 2 Zuerst in der Karajangasse 20, ab 1905 in der Othmargasse 46 und 1914 schließlich in der Denisgasse 33.

WALLENSTEINSTRASSE – ARISIERUNGEN UND DEPORTATIONEN

Unmittelbar nach dem „Anschluss“ wurde mit der Inbesitznahme jüdischen Eigentums durch „Arier“ – mit den sogenannten „Arisierungen“ – begonnen, die zum Ziel hatten die jüdische Bevölkerung zu vertreiben, ihren Besitz aber vorher an den Staat übergehen zu lassen. Neben den staatlich gelenkten „Arisierungen“ kam es auch zu so genannten „wildem Arisierungen“, die keine gesetzliche Legitimation hatten und aufgrund ihres chaotischen Charakters parteilich auch nicht erwünscht waren. Ungeachtet der fehlenden Legitimation begann sich die Wiener Bevölkerung auf Kosten ihrer jüdischen Mitmenschen zu bereichern. Plünderungen, Erpressungen, Misshandlungen und (gewaltsame) Inbesitznahme jüdischen Eigentums prägten die ersten Tage nach dem „Anschluss“. Diese „wildem Arisierungen“ lagen in zwei Faktoren begründet, erstens einem in der österreichischen Gesellschaft tief sitzenden Antisemitismus und zweitens in der schlechten wirtschaftlichen Lage der Wiener Bevölkerung, welche die Gelegenheit nutzte sich zu bereichern und die eigene wirtschaftliche Lage zu verbessern oder vielfach auch um unliebsame jüdische Konkurrenz auszuschalten.

Zwar war auch die Parteiführung für eine möglichst schnelle Übernahme jüdischen Besitzes, jedoch wollte man diesen geordnet, koordiniert und basierend auf eigens dafür geschaffenen Gesetzen wohl organisiert dem Staat zuführen. Deshalb wurde versucht diesen „wildem Arisierungen“, die zunehmend außer Kontrolle geraten waren, im Frühjahr 1938 mit staatlich gelenkten Enteignungsmaßnahmen Einhalt zu gebieten. Bereits am 14. März 1938 wurde über eine Veröffentlichung in der „Wiener Zeitung“ eine Unterlassung der illegalen Beschlagnahmungen, Enteignungen und Verhaftungen gefordert. Diese seien nur auf Geheiß des Gauleiters oder SA-Gruppenführers gestattet. Diese Veröffentlichung vermochte nicht den gewünschten Effekt zu erzielen. In Wien wurde weiter nach Gutdünken geraubt, erpresst und verhaftet. Reinhard Heydrich drohte schließlich in einem Schreiben an Josef Bürckel, Gauleiter und Reichskommissar für die „Eingliederung Österreichs in das Deutsche Reich“, mit einem Vorgehen der Gestapo gegen die eigenen Reihen, sollte man die Situation nicht sofort in den Griff bekommen. Auch das brachte die Ausschreitungen nicht zur Ruhe. Erst als mit Parteiausschluss der Urheber_innen gedroht wurde, wurde wenigstens ein Rückgang der „wildem Arisierungen“ erreicht.

Nach dem „Anschluss“ war allein schon die Wallensteinstraße zu überqueren für Jüdinnen und Juden lebensgefährlich geworden, da sie nicht selten – wie Zeitzeug_innen berichten – überfallen und mit Schlägen auf den Kopf traktiert wurden. Auch die Auslagen der jüdischen Geschäfte in der Wallensteinstraße wurden in den ersten Wo-

chen nach dem „Anschluss“ mit Farbe beschmiert und mit nationalsozialistischen Plakaten verklebt. Dies erregte sogar den Unwillen eines nationalsozialistischen Parteigenossen, der im April 1938 in einem Brief an Joseph Bürckel empfahl, er möge doch einmal selbst mit seinem Wagen durch die Wallensteinstraße fahren, um sich dort die vielen bemalten Auslagen anzusehen. Josef Bürckel war, um eine Schädigung der deutschen Wirtschaft zu vermeiden, darauf bedacht den wilden „Arisierungen“ Einhalt zu gebieten. Das Novemberpogrom 1938 bezeichnete Joseph Bürckel auch als „Tag und Nacht der langen Finger“.

Laut der Shoa Opfer-Datenbank des Dokumentensarchivs des Österreichischen Widerstands (DÖW) wurden allein aus der Wallensteinstraße 110 Personen ermordet, die meisten von ihnen wurden in Konzentrationslager deportiert und dort ermordet, einige von der Wiener Gestapo. Wir können hier nicht alle ihre Schicksale nachzeichnen, daher sind die folgenden Darstellungen von Ereignissen und Orten der Nazi-Verbrechen und der Schicksale von einzelnen Personen nur beispielhaft für den flächendeckenden Terror.

Wallensteinstraße 9

Öffentliche Demütigungen und Misshandlungen der jüdischen Bevölkerung, Ausplünderung und Beraubung ihrer Wohnungen und Geschäfte waren unmittelbar nach dem „Anschluss“ in ganz Wien, besonders aber in der Leopoldstadt und der Brigittenau an der Tagesordnung. Brennpunkte der Auseinandersetzung waren nicht selten die Kaffeehäuser, die für viele zugewanderte Jüdinnen und Juden eine wichtige Funktion als Verköstigungsort und Wärmestube, aber auch als Informationsdrehscheibe hatten.

Nachdem der SA-Mann Josef Graf bereits in verschiedenen Brigittenauer Cafés die anwesenden jüdischen Gäste zusammengeschlagen, Spucknäpfe austrinken und als „Grieser“, „Schweine“, „Saujuden“ und „Judenhuren“ beschimpft hatte, erschien er am 14. März 1938 im Café Treuhof (heute Angelmayer – Wettpunkt). Hier ließ er die jüdischen Besucher auf der Straße in Dreierreihen antreten und führte sie anschließend unter dem Gejohle der Passanten und Passantinnen in Richtung Nordwestbahnhalle, wo sie turnen sollten. Der Anblick der Gruppe erregte schließlich den Unwillen entgegenkommender SA-Legionäre, die sie anhielten und die Gefangenen freiließen.

Im zweiten Stock des Hauses Wallensteinstraße 9 wohnte bis 1939 der später mit seinem Werk „Die Vernichtung der europäischen Juden“ berühmt gewordene Holocaustforscher Raul Hilberg. Er besuchte das Chajes-Gymnasium in der Staudinger-gasse 6 und konnte im Alter von dreizehn Jahren zusammen mit seinen Eltern über Kuba in die USA fliehen.

Wallensteinstraße 14

Auch den aus Galizien stammenden Schriftsteller Joseph Roth (1894-1939) verschlug es – wie viele seiner Landsleute – in die Brigittenau. Im Alter von zwanzig Jahren kam er nach Wien, wo er sein in Lemberg begonnenes Studium der Germanistik fortsetzte.

Er wohnte zunächst im 2. Bezirk und von 1914 bis 1916 in der Wallensteinstraße 14 – eine Gedenktafel an dem Gebäude erinnert daran. In seinem 1926 veröffentlichten Roman „Juden auf Wanderschaft“ beschrieb er die enorme Anziehungskraft, die Wien auf ostjüdische Flüchtlinge ausübte, aber auch die schwierigen Lebensbedingungen, die sie hier erwarteten. Viele seiner Schilderungen sind von den Verhältnissen in der Brigittenau inspiriert, wo viele Ostjüdinnen und Ostjuden in einfachsten Wohnverhältnissen lebten und zumeist als Kleingewerbetreibende und Händler tätig waren.



Wallensteinstraße 23 – Steine der Erinnerung Brigittenau

In diesem Haus wohnten Dora (geboren am 23.4.1895), Henriette (geboren am 18.10.1922), und Edith (geboren am 26.5.1928) Bretholz, die 1942 nach Izbica deportiert wurden.

Izbica ist ein Ort im Distrikt Lublin, der ursprünglich ungefähr 6.000 Menschen beherbergte, von denen rund 90% dem mosaischen Glauben angehörten. Im Zuge der Deportationen stieg die Anzahl der Menschen im Ort auf ungefähr 12.000. Von Wien aus gingen zwischen 9. April und 5. Juni 1942 vier Deportationstransporte mit insgesamt 4.000 Menschen nach Izbica, von denen keiner und keine den Holocaust überlebte. Um Platz im Lager für die neu Deportierten zu schaffen, gingen bereits ab März 1942 weitere Deportationen von Izbica in das Vernichtungslager Belzec. Ab Sommer 1942 war Izbica ohnehin nur noch eine „Zwischenstation“ vor dem Weitertransport nach Belzec.



Das Schuhwarengeschäft von Adolf Blum in der Wallensteinstraße 26 wurde ebenso wie die Nachbargeschäfte beschmiert.

Wallensteinstraße 26

Im Erdgeschoß des Hauses Nr. 26 befand sich das Schuhwarengeschäft von Adolf Blum, dessen Auslage, ebenso wie jene der angrenzenden Geschäfte, mit Aufschriften „Jud“, „Rebbe“ sowie mit Zeichnungen von „Judenkopf“- Karikaturen und „Judensternen“ beschmiert wurde.



Wallensteinstraße 29 – Steine der Erinnerung Brigittenau

Ein Stein der Erinnerung erinnert an sechs jüdische Frauen und Männer und ein Kind, die in diesem Haus gewohnt haben und von den Nazis deportiert und ermordet wurden. Namentlich erwähnt werden Moritz (geboren am 25.12.1878) und Anna (geboren am 06.05.1878), die am 17.7.1942 nach Auschwitz deportiert und ermordet wurden, sowie Max Benedek (geboren am 27.10.1901), dem zwar zuerst die Flucht nach Nizza gelang, der aber von Drancy, einem Sammellager in der Nähe von Paris, Ausgangspunkt zahlreicher Deportationszüge, nach Auschwitz deportiert und ebenfalls dort ermordet wurde.

ELLA ROSENSTRAUCH

(auch bekannt unter: Sobel, Berditschewski, Wolfzahn, Rose, Schapira)

Ella Rosenstrauch wird 1897 in Berditschew (heutige Ukraine) geboren, flüchtet aber mit ihrer Familie wegen der zunehmend antisemitischen Stimmung 1905 nach Tarnopol (heutige Westukraine). Dort geht sie nach nur zwei Jahren Schule in die Lehre bei einer Schneiderin. Als 1914 der 1. Weltkrieg ausbricht, flüchtet sie allein mit 17 Jahren nach Wien, wo sie zuerst in ein Sammellager in der Hellwagstraße einquartiert wird. Durch Bekannte und Verwandte findet sie im armen Wien Arbeit und zieht später in die Karl-Meißl-Straße 9 im 20. Bezirk.

„Dann hab ich geheiratet. Die Mutter und die Schwester sind zu meiner Hochzeit nach Wien gekommen, aber der Vater ist nicht mitgekommen, er hat gesagt: ‚Wien ist trejfe (jiddisch für nicht koscher), in Wien sind sogar die Steine trejfe.‘ Er war ein sehr frommer Mann, er wollte nicht nach Wien kommen [...] Die Hochzeit war im Klucky-Tempel, aber der Empfang war beim Schmarack in der Wohnung. [...] Zuerst hab ich gewohnt in dem Kabinett, aber wie wir geheiratet haben, ist in demselben Haus, wo ich ein Kabinett gehabt hab, eine Wohnung frei geworden, in der Karl-Meißl-Straße 10, Tür 20. Das war eine große schöne Wohnung, das war schon mit allem Komfort: ein großes Zimmer und ein Kabinett, eine Küche, ein Vorzimmer und ein Klosett; und eine Wasserleitung. Dort haben wir gewohnt, dort hab ich schon die Schneiderei geführt, und die Kinder sind schon dort geboren.“

Da es unter dem Ehepaar Streitigkeiten wegen des Geldes gibt, will Ella Rosenstrauch finanziell unabhängig von ihrem Mann sein und richtet sich zu Hause eine Schneiderwerkstatt ein. Trotz der drei Kinder, die sie inzwischen hat, macht sie die nötigen Zertifikate und ihre Meisterprüfungen (ihre Gesellinnenprüfung, die sie in Tarnopol schon abgelegt hatte, wird ihr nicht anerkannt) und eröffnet ihr eigenes Geschäft in der Nordbergstraße, im neunten Bezirk, welches schnell floriert und in dem sie wohlhabende und namenhafte Kundinnen hat und zuletzt zwanzig bis dreißig Mitarbeiterinnen beschäftigt.

Als mit dem „Anschluss“ die Plünderungen und Zerstörungen jüdischen Eigentums beginnen und die antisemitische Hetze immer stärker wird, schützen sie ihr Beruf und ihr Geschäft.

„Einmal is man gekommen nehmen Menschen zum Reiben die Straßen. Da wollten sie mich auch holen. Aber die Arbeiterinnen haben gesagt, sie werden nicht arbeiten können ohne mich. Wie die Nazis gekommen sind, hab ich nur gehabt ein jüdisches Lehrmädel [...] alles andere waren Wienerinnen. Es waren Mädels, die bei mir gelernt haben, jahrelang, die lange Zeit bei mir waren. Ich weiß nicht, was sie hinter meinem Rücken gesagt haben, ich weiß nur, dass die eine, die bei

mir gelernt hat [...] mir zugeflüstert hat, ich soll wegfahren, weil die Mädels haben Absichten, das wegzunehmen. Es war sehr bitter [...] und die Nazis haben gefragt, wer das Geschäft übernehmen möchte, damit sie mich nehmen können, da haben sie alle gesagt, wir können ohne ihr nicht arbeiten, es sind lauter jüdische Kunden, wenn sie nicht da ist, kommt niemand, und dann sind wir alle arbeitslos. Die Nazis haben eine große Angst gehabt, dass es Arbeitslosigkeit gibt, und da haben sie mich gelassen.“

Mithilfe einiger Kundinnen gelingt es ihr noch einen Monat vor den Novemberprogromen erst ihre Kinder und dann sich selbst in Sicherheit zu bringen, nach England zu emigrieren und dort als Hausschneiderin bei einer wohlhabenden und wohlthätigen Familie zu leben und zu arbeiten.

„Mein Beruf hat dann mein Leben gerettet und das meiner Kinder. Ich wäre sonst nie aus Wien herausgekommen. Eine Kunde hat die Edith herausgebracht, die Franzi und mich. Und eine andere Kunde hat mir geholfen, den Oskar herauszubringen“

„Ich war ja noch sechs Monate mit dem Hitler. Dann hab ich weg müssen. Wie ich gesehen hab, man verfolgt mich, hab ich gar nicht mehr gewartet. Sieben Tage später bin ich gefahren. Die Mädels haben es nicht einmal gewusst, niemand hat es gewusst. Ich habe nicht einmal alles fertiggenäht für die Kunden, ich war so nervös. Ich hab das Geschäft nicht zugesperrt, ich hab niemand was gesagt. Ich hab einfach alles liegen und stehen gelassen und bin weggefahren. Ich hab nur eine Schere genommen und die Tasche und bin gegangen“

Ihr Mann Jakob schafft es nicht rechtzeitig – nachdem er für ein halbes Jahr als sogenannter „Aktionsjude“ am 15. November 1938 im KZ Dachau interniert wird, will er fliehen. Das Schiff nach Palästina bleibt jedoch in Jugoslawien hängen, die mehr als tausend Flüchtlingspassagiere werden übergangsweise in ein Quartier bei Belgrad gebracht. Mit der Kapitulation Jugoslawiens vor Deutschland wird das Quartier zum Konzentrationslager und alle 1057 Internierten erschossen.

Ella Rosenstrauch hat in London wieder ein Schneidergeschäft eröffnet und nochmals geheiratet. Obwohl ihre Kinder nach Kriegsende nach Wien zurückkehrten, hat sie bis an ihr Lebensende 1990 in London gelebt.

Quellen:

- Krag, Helen Liesl: „Man hat nicht gebraucht keine Reisegesellschaft...“. Wien: Böhlau Verlag, 1988.
- Peter Payer: Jüdisches Leben in der Brigittenau. Ein Rundgang zu den stummen Zeugen der Vergangenheit. In: Brigittenau: gestern-heute-morgen. Wien 1999.

RAUL HILBERG

Raul Hilberg wird 1926 in Wien geboren und verbringt seine Kindheit mit seinen aus Galizien zugewanderten Eltern in der Wallensteinstraße 9. Er beschreibt die Wohnung folgendermaßen:

„Unsere Wiener Wohnung hatte vier Zimmer [...] Die Zimmer hatten höhere Decken, als man es in Amerika gewohnt ist, und waren ziemlich geräumig. Eines jedoch, die Diele, füllte halb ein großer weißer Wäschekasten aus, in dem mein Vater seine Verkaufsartikel aufbewahrte. Das Wohnzimmer dagegen war ganz in Schwarz eingerichtet, angefangen bei der verglasten Büchervitrine mit den Werken Goethes, Heines und Dostojewski neben denen des jüdischen Historikers Heinrich Graetz. [...] Unsere Möbel waren genau wie das ganze Haus auf generationenlange Haltbarkeit angelegt. Als wir sie 1938 verkauften, gingen einige Stücke an genau jene Leute, die uns vertrieben hatten.“



Um keine falsche Vorstellung von Komfort aufkommen zu lassen, möchte ich betonen, dass die Wohnung kein fließendes Wasser hatte. Ein einziger Hahn draußen auf dem Flur diente für das ganze Stockwerk. Auch die Toiletten, für jede Familie eine mit eigener Türe, lagen auf dem Gang [...]“

Raul Hilberg besucht das jüdische Chajes-Gymnasium, welches 1935 von der Castellezgasse 35 (2. Bezirk) in den 20. Bezirk in die Staudingergasse übersiedelt. Am 17. Oktober 1939 wird die Schule durch das NS-Regime geschlossen. Doch vorher schafft es die Familie Hilberg auszureisen. Raul Hilberg erinnert sich an den „Anschluss“:

„[...] der Wiener Geschichtsunterricht erstickte praktisch jedes Gefühl dafür, dass Entwicklung oder gar Veränderung irgendeine Rolle spielten. Dann trat ein Mann auf, der allen die Allgegenwart des Historischen nachdrücklich vor Augen führte: Adolf Hitler. Die Wirkung seines Auftritts war unverkennbar. Im Hausflur weinte eine christliche Nachbarin, weil ihr tausend Jahre altes Österreich nun nicht mehr bestand. Tags darauf wurden von den oberen Stockwerken der Wohnhäuser kolossale Hakenkreuzbanner ausgerollt, Hitlerfotos erschienen unter den Fenstern, und durch die Straßen marschierten Jugendliche mit Trommeln. Die Juden rückten zusammen, atmeten die verhängnisvolle Luft und ahnten, was ihnen blühte, wenn sie nicht rechtzeitig auswanderten [...] Meine

Kindheit war mit einem Schlag beendet. Ich hörte alles, was die Erwachsenen sprachen, nahm an ihren Ängsten teil. Da mich das Schreckgespenst der unaufhaltsamen Ereignisse in seinen Bann zog, entging mir nichts mehr [...] Als ich aus dem Fenster starrte und das Schauspiel betrachtete, durchzuckte mich ein Gedanke: Eines Tages werde ich über alles schreiben, was ich hier sehe.“

Noch im selben Jahr wird ihre Wohnung arisiert:

„Man hat uns aus der Wohnung hinausgeschmissen, ganz einfach, das war das Haupterlebnis. Dann kam der Niedergang der Schule, es war ein jüdisches Gymnasium. Die Eltern haben mich ins jüdische Gymnasium gesteckt, weil sie dachten, der Antisemitismus würde in Österreich schlimmer und schlimmer. Das war auch richtig, aber da war ich gewissermaßen schon in einem Ghetto“

Im April 1939 verlässt die Familie Hilberg Wien und reist über Frankreich nach Kuba. Da er früher als seine Eltern ein Visum für die USA bekommt, reist Raul Hilberg mit seinen 13 Jahren zehn Monate bevor seine Eltern nachkommen können, allein nach New York zu Verwandten. Sobald er 18 Jahre alt ist, dient er der US Army als Scout-Observator im Krieg gegen Deutschland. Zu Kriegsende wird seine Division in der ehemaligen NSDAP-Zentrale einquartiert, wo er die Privatbibliothek Hitlers zu Gesicht bekommt. Nach dem Krieg widmet sich Hilberg seiner akademischen Laufbahn, studiert Geschichte und Politik und beginnt, zur Vernichtung der europäischen Juden zu forschen, das Thema, welches ihn sein Leben lang begleiten sollte. 1951 wird er Mitglied des „War Documentation Project“, welches sich zur Aufgabe macht, die vielen eroberten deutschen Akten der Nazizeit zu beforschen und auszuwerten, während er zur selben Zeit an seiner Dissertation schreibt, die das ehrgeizige Ziel hat, die gesamte Geschichte der Judenvernichtung auf Boden des „Dritten Reichs“ darzustellen. 1961 publiziert er sie unter dem Titel *The Destruction of the European Jews* und obwohl sie kontrovers aufgefasst wird, gilt sie aufgrund der umfassenden Darstellung und der vielen ausgewerteten Dokumenten bis heute als Standardwerk für dieses Thema. Über den persönlichen Hintergrund für die Wahl des Themas sagt er:

„Das war gewissermaßen eine Revolte [...] und das war Protest, gegen Deutschland, aber auch gegen das Judentum. Wo ich mich auch umschaute: Nichts wurde unternommen, nichts wurde geschrieben, nichts wurde versucht. Ich dachte sogar, ich wäre der einzige, der über die Vernichtung der Juden forscht“

1961 kehrt Hilberg für einen Tag nach Wien zurück und geht mit einem Freund in die Wallensteinstraße:

„Wir standen vor unserer alten Wohnung, und Anni Gruber öffnete die Tür. Er fragte die Anni Gruber: „Wo sind die Hilbergs?“ Und sie sagte: „In Mexiko!“ Das

war falsch, aber was interessant war: die haben uns im November 1938 hinausgeworfen. Wien haben wir am 1. April 1939 verlassen [...] Also musste sie doch etwas erfahren haben! [...] Auf jeden Fall ist diese Antwort Beweis dafür, dass sie sich doch Sorgen machte, weil sie die Wohnung auf diese Weise bekommen hatte. Sie musste sich vergewissern, dass wir wirklich in der Fremde waren und nicht zurückkommen und unsere Wohnung zurückfordern würden“

Raul Hilberg stirbt 2007 in Williston, Vermont.

Quellen:

- Hilberg, Raul: Unerbetene Erinnerung. Der Weg eines Holocaust-Forschers. S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M.: 1994.
- Welzer, Harald (Hg.): Auf den Trümmern der Geschichte. Gespräche mit Raul Hilberg, Hans Mommsen und Zygmunt Bauman. Tübingen: Edition diskord, 1999.

7 GAUSSPLATZ: ANTISEMITISMUS, VERFOLGUNG & ERINNERUNG

Wer vom betriebsamen Wallensteinplatz in Richtung Augarten spaziert, passiert dabei den Gaußplatz, der – trotz des befahrenen Kreisverkehrs und der vielen einmündenden Straßen – immer ein wenig verschlafen wirkt. Der Platz liegt am Rand der ehemals jüdisch geprägten „Alt-Brigittenau“ und stellte damals eine wichtige Verbindung zur Leopoldstadt dar. Es ist daher nicht verwunderlich, dass sich hier bis 1938 ein Zentrum jüdischen Lebens in Wien entwickelte. In fast jedem der umliegenden Häuser waren in den 1930er Jahren mehr als die Hälfte der Bewohner_innen Jüdinnen und Juden, jüdische Geschäfte, Vereine und Einrichtungen säumten den Platz.

Eine vom Aktionsradius Augarten bzw. der Gedenkstätte Karajangasse aufgearbeitete Geschichte zeigt beides: Den mörderischen Antisemitismus, der Wien schon lange vor dem sogenannten „Anschluss“ vergiftete, und die jüdische Bereitschaft zur Selbstverteidigung: Im September 1919 kam bei einer deutschnationalen Kundgebung vor dem Rathaus die Parole auf, in die Brigittenau zu ziehen und „Rache an den Juden“ zu nehmen. Zur ihrer Überraschung sah sich die antisemitische Meute auf dem Mathildenplatz (wie der Gaußplatz damals hieß) mit einer 500 Mann starken jüdischen Selbstschutzgruppe konfrontiert. „Der musterhafte Zug der jungen Juden erregte allgemeines Aufsehen“, schrieb der Reporter der „Wiener Morgenzeitung“, und er notierte auch, dass aus den Fenstern der umliegenden Häuser nicht etwa die Deutschnationalen, sondern deren Kontrahenten angefeuert wurden: „Hoch die Juden!“ Einer

der jungen Juden, die den Antisemit_innen Paroli boten wurde bei den folgenden Zusammenstößen schwer verletzt.

Gegen den mörderischen Antisemitismus im nationalsozialistischen Wien war allerdings auch die beste Selbstverteidigung chancenlos.

Die folgenden Beispiele rund um den Gaußplatz sind mit Sicherheit unvollständig – sie sollen aber einen Eindruck von der Vielfalt der jüdischen politischen, kulturellen und auch einfach alltäglichen Aktivitäten rund um den Platz geben und ein paar Einblicke in das Funktionieren der Terror- und Vernichtungsmaschinerie erlauben.

Haus Nr. 3: Wohnung und Atelier des Malers Isidor Kaufmann (1853-1921) – Kaufmann stellte in seinen Bildern und Portraits das ostjüdische (Alltags-)leben dar. Er stellte u.a. in Berlin, München und Wien aus und wurde von verschiedenen Städten mit Ehrungen bedacht.



Isidor Kaufmann,
Selbstporträt

Haus Nr. 4: Bethaus des Vereins „Agudas Jeschurim“ („Vereinigung des Volkes Israels“). Das im November 1927 eröffnete Bethaus wurde 1938, noch vor dem Novemberpogrom, aufgelöst. Im April 1938 war es – wie ein anonymes Brief an Gauleiter Bürckel belegt – wahrscheinlich einer der letzten Schauplätze eines Einschreitens der Polizei gegen antisemitische Gewalt, als betende Juden aus dem Bethaus am Gaußplatz 4 geschleppt und blutig geschlagen wurden. Insgesamt war die Polizei – wie die Behörden überhaupt – zu diesem Zeitpunkt bereits zu einer Instanz der Verfolgung geworden.

Haus Nr. 6: Chaim-Kupfer-Bücherei der Aktion „Jüdische Jugend in Not“. Diese war der jüdische (von linken bzw. sozialistischen zionistisch orientierten Organisationen) getragene Teil einer zunächst v.a. von der Arbeiterkammer initiierten allgemeinen „Aktion Jugend in Not“, die Jugendlichen in Notlagen Anlaufstellen (Mahlzeiten, Tagesheime, Kleidung, unentgeltliche Sprachkurse u.ä.) bot. Am Gaußplatz Nr. 6 befand sich die Bibliothek der „Aktion“. Das Haus beherbergte außerdem die Mapai-Jugend bzw. in den Jahren 1937/1938 den zionistischen Jüdischen Jugendbund Habachruth. Habachruth machte sich u.a. zur Aufgabe, Jugendliche bei der Ausreise nach Palästina zu unterstützen, indem z.B. Ausbildungen im landwirtschaftlichen Bereich gefördert und finanzielle Mittel für Reisekosten aufgetrieben wurden. Neben den Jugendorganisationen hatte zwischen 1934 und 1938 auch die zionistische Organisation „Binjan Haarez, Sektion Brigittenau“ hier ihren Sitz.

Ab dem Sommer 1938 durfte nur noch die Israelitische Kultusgemeinde (IKG) Notauspeisungsstellen für bedürftige Jüdinnen und Juden betreiben – andere jüdische Fürsorgeeinrichtungen wurden aufgelöst oder in die Kultusgemeinde inkorporiert. Die Zahl der Bedürftigen stieg gleichzeitig durch die Verfolgung, die Entlassungen und

Zwangsumsiedlungen stetig an und umfasste im Sommer 1938 bereits 12.000 Menschen. Eine dieser Notausspeisungen wurde an der Adresse Gaußplatz 6 eingerichtet.

Haus Nr. 7: Hier waren der Humanitätsverein „Neuer Freundschaftsbund“, ein Unterstützungsverein für jüdische Kriegswitwen und Waisen beheimatet. Weiters gab es dort den Hilfsverein „Die Brüder“, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, arme jüdische Kinder mit Kleidern auszustatten. Karitativ ausgerichtet war auch der Frauenverein „Hachnuses Kaluh“, der armen verlobten Mädchen das Geld für eine Heiratsausstattung zur Verfügung stellte. Dieser Verein bestand noch bis 1941. Die große Dichte an Hilfsorganisationen ist ein Hinweis auf die Armut, die in vielen jüdischen Haushalten in der Brigittenau in der Zwischenkriegszeit herrschte. Das Haus beherbergte auch den Kulturklub „Jawne“, der von 1935 bis 1938 das Ziel verfolgte jüdische Kultur zu pflegen und zu fördern und zu diesem Zweck u.a. eine Bibliothek mit hebräischer Literatur einrichtete. 1938 wurde der Verein aufgelöst, das Vermögen wurde von den nationalsozialistischen Machthabern in die IKG eingewiesen. Im Haus Nr. 7 lud außerdem das Kaffeehaus „Goldstein & Bein“ zu einem Besuch ein. Steine der Erinnerung weisen hier heute auf das Schicksal von Alfred und Clara Freund hin, die ab 1916 in diesem Haus gewohnt hatten. 1938 wurde das Ehepaar zunächst gezwungen in den 2. Bezirk, Nestrogyasse 4/7 zu ziehen, von wo sie am 26. Februar 1941 in das Ghetto Opole, nahe Lublin deportiert wurden. Von den insgesamt 2.003 Wiener Jüdinnen und Juden, die nach Opole deportiert wurden, sind nur 28 Überlebende bekannt. Wer nicht an den unerträglichen Lebensbedingungen im Ghetto zu Grunde ging, wurde Opfer der Vernichtungslager: Am 31. März 1942 ging ein Transport in das Vernichtungslager Belzec und im Mai und Oktober 1942 folgten Deportationen in das Vernichtungslager Sobibor. Insgesamt wurden 150 Angehörige der Familie Freund in der Shoah ermordet. Nur dem Sohn von Clara und Alfred, Erwin Freund, gelang im April 1939 – nach dem er von November 1938 bis März 1939 im KZ Dachau gefangen gehalten worden war – die Flucht nach Großbritannien. Seine Tochter hält mit den Steinen der Erinnerung das Andenken an ihre Großeltern lebendig.

Haus Nr. 11: Kaffeehaus „Jägerhof“, betrieben von Leon Selzer, der in den 1920er Jahren auch Bezirksrat war. Eine vom Aktionsradius Augarten/Gedenkstätte Karajangasse dokumentierte Begebenheit ist ein Beispiel für den Antisemitismus, der bereits vor 1938 in Wien herrschte: Im Oktober 1923 provozierten österreichische Nazis eine Versammlung der jüdischen Linkspartei Poale Zion im Café Magnet am Gaußplatz, indem sie gegenüber dem Lokal eine Puppe an einen Baum hängten, die einen Juden karikierte. Es kam zu Auseinandersetzungen, die die Polizei mit Verhaftungen auf beiden Seiten beendete. Dabei verhielt sich die Exekutive durchaus nicht neutral, wie die „Arbeiterzeitung“ berichtete: Während man die Hakenkreuzler im Vorzimmer der Wachstube „lärmend und zigarettenrauchend sitzen ließ“, wurde Leon Selzer in eine Zelle gesperrt, obwohl er nichts anderes versucht hatte, als die aufgebracht Gaußplatzbewohner_innen zu beruhigen. Im Juni 1933 wurden dann zwei illegale SAler verhaftet, die Steine in sein Kaffeehaus schleuderten. „Für dich wird schon noch der Tag kommen!“, hatten sie dabei laut „Arbeiterzeitung“ geschrien. Leon Selzer konnte

damals nicht ahnen, wie sehr sich das bewahrheiten würde. 1938 wurde er nach Dachau gebracht und anschließend nach Buchenwald überstellt. Irgendwie gelang ihm 1939 dennoch die Flucht nach England.

Heute ist der Gaußplatz zu einem Ort der Erinnerung geworden: Hier beginnt der „Weg der Erinnerung“ durch die Brigittenau, der an vielen Orten jüdische Opfer des Nationalsozialismus und Orte ehemaligen jüdischen Lebens durch „Steine der Erinnerung“ oder Gedenktafeln sichtbar macht. Der Verein setzt(e) zudem weitere Steine (auch) abseits des Weges und auch andere Initiativen – u.a. der „Aktionsradius Augarten“ – bemühten und bemühen sich um die Aufarbeitung der Vergangenheit. Die Dimension des nationalsozialistischen Massenmords, der Vernichtung und Vertreibung der jüdischen Bevölkerung lässt sich dennoch bis heute kaum erfassen: Eine – mit Sicherheit unvollständige – Suche in der Datenbank des DÖW bringt 31 Namen von Opfern der Shoah, die ihre letzte Wohnadresse hier am Gaußplatz hatten.

Quellen:

- Peter Payer: Jüdisches Leben in der Brigittenau. Ein Rundgang zu den stummen Zeugen der Vergangenheit. In: Brigittenau: gestern-heute-morgen. Wien 1999, S. 111-121
- Verein Steine der Erinnerung: Weg der Erinnerung durch die Brigittenau. 2010
- www.doew.at
- www.aktionsradius.at
- www.steinedererinnerung.net

6 ELSE FELDMANN

In der Staudingergasse 9, Tür 10 hat von 1913 bis 1915 die in Vergessenheit geratene Journalistin und Schriftstellerin Else Feldmann gewohnt, deren Spuren zu großen Teilen durch die Nazis ausgelitt sind.

Else Feldmann ist 1884 geboren und auf der „Mazzesinsel“ großgeworden, die umgangssprachliche Bezeichnung für das Gebiet zwischen Donau und Kanal, also für den 2. und 20. Bezirk. Oft ist die Familie in diesem Gebiet umgezogen, hat unter anderem in der Großen und Kleinen Möhregasse, in der Wallensteinstraße gewohnt. Die Armut, den Antisemitismus, das prekäre und ungerechte Leben, das sie als Kind hier erlebt, wird sie später schriftstellerisch verarbeiten. Else Feldmann ist Armenschülerin und besucht für kurze Zeit eine Lehrer*innenbildungsanstalt. Nachdem jedoch der Vater wieder einmal seinen Job verliert, muss sie mit 16 Jahren diese Ausbildung abbrechen und selbst in einer Fabrik arbeiten.

Ab 1911/12 tauchen die ersten Veröffentlichungen auf: In verschiedenen Zeitungen wie z.B. der „Arbeiter Zeitung“ und dem „Abend“ publiziert sie Feuilletons, Reportagen, Skizzen, Kritiken. Neben ihrer journalistischen Arbeit schreibt sie auch Erzählungen, Gedichte, veröffentlicht Fortsetzungsromane (*Der Leib der Mutter*, *Martha und*

Antonia), die ebenfalls in Zeitungen abgedruckt werden. 1916 wird ihr Theaterstück *Der Schrei, den niemand hört. Ein Bericht aus dem Ghetto* an der Wiener "Freien Volksbühne" uraufgeführt (es gilt bis heute als verschollen), weitere Stücke schaffen es jedoch nie auf die Bühne, 1921 gibt sie ihren ersten Roman *Löwenzahn* (1930 Neuauflage als *Melodie in Moll*) heraus, in dem sie aus der Sicht eines Mädchens eine erschreckende und erdrückende Innenansicht einer Kindheit in den Elendsvierteln von Wien gibt, durchdrungen von autobiographischen Elementen.



Ihre Arbeiten sind allesamt geprägt von eindringlichen und aufrüttelnden Schilderungen über das Elend im proletarischen (-jüdischen) Milieu, Armut, soziale Missstände und vor allem das Schicksal armer Kinder und oft nehmen Frauen und Mädchen eine zentrale Rolle in ihren Geschichten ein.

In ihrer sozialkritischen Reportagen-Serie *Vom Jugendgerichtshof* berichtet sie über Fälle aus dem Jugendgericht, die sie selbst dort beobachtet hat und zeigt die Ausweglosigkeit, Not und Verwahrlosung der Kinder und Jugendlichen auf und durch welche Ungerechtigkeiten diese vor dem Gericht landen, weil sie aus Hunger und Not gestohlen haben. Sie führt dem Lesenden die sozialen Umstände der Kinder vor Augen, erzählt deren Leben:

[...] Der Junge, der vor den Kosaken geflohen war, weil er gehört hatte, die schlugen die Juden, wurde eines Abends, als er müde zu Bett gegangen und im ersten Schlaf lag, von den Schlafmietern geweckt, aus dem Bett gezerrt, beschimpft und geschlagen; ihr Zorn und ihr Haß hatte sich ins Fanatische verstiegen und verlangte nach Entladung. (Dem einen Schlafgeher war kurz vorher, als er sich im betrunkenem Zustande in einem Nachtkaffeehaus aufhielt, sein Geld gestohlen worden, und nun verlangte er es von dem Jungen.) „Jud, hast mir mein Geld gestohlen“, schrie er [...] Sie schreibt „schonungslose Reportagen über das Elend von Wiener Kindern und Jugendlichen in den Proletarierbezirken, über die Arbeit in der Fabrik und das Sterben im Spital, über die Erziehung taubstummer Kinder, öffentliche Volksküchen für die Ärmsten der Armen...Ihre Artikel enden oft mit einem Spendenaufruf, die ärgste Not der Betroffenen zu lindern [...]“, sie heißen *Wiener Kinderelend, Bilder von der menschlichen Seele, Vorfrühling im Wiener Armenbezirk, Man gewöhnt sich. Gespräch mit einem Gefängnisdirektor, Sederabend im allgemeinen Krankenhaus ...*

In einer *Löwenzahn* Ausgabe von 1993 ist auf der ersten Seite vermerkt:

Else Feldmann wünschte, dass der Ertrag ihrer Bücher nach ihrem Tode armen Kin-

dern zugute kommt. Der Ertrag dieses Buches wird einer selbstverwalteten Schule in der Peripherie Bogotás (Kolumbien) zufließen.

Hier zeichnet sich ein Bild einer Schriftstellerin ab, die niemals nur Missstände und Ungerechtigkeiten darstellen will, sondern auch offen kritisiert, an Menschen appelliert, die im Wohlstand leben, eine Autorin, die sich selbst engagiert und aufzeigt, wie Missstände zu beseitigen wären. Die Forderung nach guten Heimen für verwahrloste Kinder ist ihr wichtig:

„Wem ist es nicht klar, dass der Staat hier nichts tut und dass wir nicht warten können, bis der Staat etwas tun wird und dass wir dabei zur Selbsthilfe greifen müssen! Wann und wo findet sich der Mensch, der eine Million spendet, zur Errichtung von Heimstätten für schuldlos junge Verbrecher, denn sie sind ohne Schuld“

1922 gründet sie mit Otto Neurath und Alfred Adler die „Clarté“, die internationale Vereinigung zur „Bekämpfung des Krieges und seiner Ursachen“. Außerdem gehört sie 1933 zu den Gründungsmitglieder*innen der „Vereinigung sozialistischer Schriftsteller“. Mit dem Austrofaschismus und dem Zerschlagen aller sozialdemokratischen und marxistisch orientierten Bewegungen und dem Verbot deren Institutionen, wie der Arbeiter-Zeitung wird Else Feldmann die politisch-soziale und ökonomische Lebensgrundlage geraubt, sie findet keine Möglichkeit mehr zu publizieren. Mit dem „Anschluss“ werden ihre Werke auf die „Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums“ gesetzt, was sie auch in große finanzielle Schwierigkeiten stürzt. Die wenigen Spuren von Else Feldmann beschränken sich in dieser Zeit auf Kündigungsschreiben wegen chronischer Mietrückstände und Delogierungsprotokolle. Nach dem Tod ihres Vaters 1935 lebt sie mit ihrer Mutter und ihrem kriegsversehrten Bruder, für die sie beide sorgen muss. Mit dem Anschluss wird sie 1938 aus ihrer Gemeindewohnung delogiert, muss mehrmals umziehen. Ihre Mutter stirbt 1940, ihr Bruder wird 1941 nach Riga deportiert, ihre Schwester, die zuvor als „geisteskrank“ in Steinhof gelebt hat, wird in die Euthanasieanstalt Schloss Hartheim gebracht - beide Geschwister werden ermordet. Auch Else Feldmann wird am 14. Juni 1942 von der Gestapo mit dem Transport Nr. 27 mit 995 jüdischen Leidensgenossen ins Vernichtungslager Sobibor verschleppt und ermordet.

In der Staudingergasse 9 befindet sich eine Gedenktafel für diese wichtige Schriftstellerin.

Quellen:

- Exenberger, Herbert (Hg.) (2000) : Als stünd die Welt in Flammen. Eine Anthologie ermordeter sozialistischer SchriftstellerInnen. Wien: Mandelbaum.
- Feldmann, Else (1993): *Löwenzahn. Eine Kindheit*. Herausgegeben von Valdez, Marino/ Opel, Adolf. Wien: Verlag für Gesellschaftskritik.
- Malleier, Elisabeth (2003): *Jüdische Frauen in Wien 1816-1938*. Wien: Mandelbaumverlag.
- Mayer, Helga (1992): *Else Feldmann. Journalistin und Schriftstellerin*. Diplomarbeit, Universität Wien.
- Payer, Peter (1999): *Jüdisches Leben in der Brigittenau*. Ein Rundgang zu den stummen Zeugen der Vergangenheit. Brigittenau gestern-heute-morgen, Wien.
- www.dasrotewien.at/feldmann-else.html Zugriff 25.10.2014.
- <http://www.univie.ac.at/biografiA/daten/text/bio/feldmann.htm> Zugriff 25.10.2014.

„UND WAS HAT DAS MIT MIR ZU TUN?“

Ein Forschungs- und Vermittlungsprojekt in der Gedenkstätte Karajangasse

Welche Fragen stellen sich SchülerInnen heute? Welche Erinnerungen werden marginalisiert? Wie können nationale Traditionen der Geschichtsschreibung durch transnationale Perspektiven erweitert, aufgebrochen, ergänzt und hinterfragt werden? Unter dem programmatischen Titel „Und was hat das mit mir zu tun?“ untersuchte das Projekt von Büro trafo.K „transnationale Geschichtsbilder zur NS-Vergangenheit“¹ und tat dies auf der Basis eines Vermittlungsprozesses mit SchülerInnen des Wiener Brigittener Gymnasiums.² Auf der Basis der Entwicklung von eigenen Recherchefragen der SchülerInnen sind Interventionen in die Gedenkstätte Karajangasse entstanden.³

Die Geschichte der Schule und der Gedenkstätte in der Karajangasse 14

Der Standort des heutigen Brigittener Gymnasiums⁴ hat einen historischen Bezug zu Nazismus und Holocaust. Ein Gebäudeteil – eine ehemalige Volksschule – war 1938 zu einem Gestapo-Gefängnis umfunktioniert worden. Die überwiegend jüdischen Gefangenen waren in den Klassenräumen interniert – viele von ihnen wurden von hier nach Dachau deportiert.⁵

In den späten 1980er Jahren wurde die Geschichte der Schule von dem Geschichtslehrer Michael Zahradnik aufgearbeitet. Gemeinsam mit SchülerInnen richtete er im Gedenkjahr 1988 im Rahmen eines Projekts der Gruppe „politische Bildung“ in den Kellerräumen der Schule eine Ausstellung ein, die den Titel trug „Als Schulen zu Gefängnissen wurden“. In den Folgejahren arbeiteten zahlreiche weitere SchülerInnen mit den Ergebnissen. Ende der 1990er Jahre kam es dann in Kooperation mit der Projektreihe „Die verlorene Insel“ des Aktionsradius Augarten unter der Projektleitung einer weiteren Geschichtslehrerin, Renate Pražak, zur Einrichtung einer dauerhaften und öffentlichen Gedenkstätte auf 200qm Ausstellungsfläche sowie zur Erweiterung der bestehenden Ausstellung um ein Projekt zur Erforschung der Lebensläufe der ehemaligen jüdischen SchülerInnen der Schule. 2007 bis 2009 wurde die Ausstellung wiederum von Renate Pražak in Kooperation mit SchülerInnen um weitere Aspekte zu den Biografien der ehemaligen jüdischen SchülerInnen ergänzt.

Als wir im Herbst 2009 mit unserem Projekt begannen, fanden wir also eine Gedenkstätte mit zahlreichen Entwicklungsschichten vor, in der bereits unterschiedliche Präsentationsformen ihren Ausdruck gefunden hatten. Besonders interessant war in die-

sem Zusammenhang der gewachsene und vielschichtige Charakter einer 20-jährigen Geschichte von Ausstellungserweiterungen, die in partizipatorischen Prozessen entwickelt worden waren. Diese waren heterogen, spiegelten Tendenzen und Diskurse ihrer jeweiligen Entstehungszeit wider und vermittelten so anschauliche Einblicke in die Geschichte von Erzählstrategien in Schulen, Schulbüchern und Ausstellungen.

Gemeinsam mit Carlos Toledo und Eva Dertschei vom Wiener Gestaltungsbüro Toledo i Dertschei⁶ entwickelten wir die Idee eines erweiterbaren Archivsystems: Alle Tafeln der Ausstellung wurden auf Planen gedruckt und als Schiebewände in Archivkästen geordnet, so dass sie bei Bedarf herausgezogen werden können. Dies ermöglicht eine dauerhafte Sammlung der „Geschichte der Geschichtsvermittlung und des Ausstellens“, die wir in der Ausstellung vorgefunden hatten. Alle Tafeln sind jederzeit zugänglich. Dennoch gibt es in der Gedenkstätte immer Platz für Aktualisierungen der Geschichtsvermittlung durch neue Interventionen. In den Schuljahren 2009/2010 und 2010/2011 entstanden zwölf solcher Interventionen, die mittlerweile Teil des Archivsystems sind.

Das Brigittener Gymnasium legt Wert auf die Betonung der Internationalität seiner SchülerInnen. So wird in der Darstellung des Schulprofils betont: „Heute besuchen ca. 1050 SchülerInnen die Schule. Dem Standort entsprechend sind die SchülerInnen verschiedener ethnischer Herkunft und gehören verschiedenen Religionen an (dzt. aus 37 Herkunftsländern, mit 42 Muttersprachen und 25 Religionsbekenntnissen).“⁷ Seit Mai 2009 hat das Gymnasium den Status einer UNESCO-Schule. Gerade die

›GESCHICHTE IST FÜR UNS, DASS
SICH DIE VERGANGENHEIT MIT DER
GEGENWART VERKNÜPFET.‹

SARA GABR UND BESIANA GRDELA, SCHÜLERINNEN

Tatsache, dass es sich um einen Ort handelt, an dem unterschiedliche Geschichtsbilder in einer geteilten Gegenwart aufeinander treffen, machte die Schule als Handlungs- und Forschungsfeld für das Projekt interessant. Hier stellten wir uns die Fragen, welche Perspektiven sich für die Geschichtsvermittlung ergeben, wenn die Tatsache der Migrationsgesellschaft und deren Implikationen für Erinnerungskulturen ernst genommen werden und wie eine partizipative Geschichtsvermittlung in der Schule aussehen kann, die über das im schulischen Geschichtsunterricht immer noch vorherrschende Nationalstaatsparadigma hinausgeht bzw. dieses durchkreuzt.

Wie lassen sich Differenzen ernst nehmen, ohne sie dabei zu (re)produzieren?

In unserem Projekt war es uns wichtig, Rahmenbedingungen zu entwickeln, die mög-

lichst viele bewusste oder unbewusste Homogenisierungen vermeiden und dennoch nicht über von uns vorgegebene gesellschaftliche Identifizierungen strukturiert sein sollten. Auch wenn uns während des Projekts immer wieder sehr praktisch (und zuweilen durchaus schmerzlich) bewusst wurde, dass wir dabei in die Fallen hegemonialer Geschichtsschreibungen und ihrer Ausschlüsse tappten und uns in Diversitätsphantasien und habituelle Zuschreibungen verstrickten, versuchten wir, Ziele, Zugänge und Methoden zu entwickeln, die das Dilemma zwischen Homogenisierung und Differenzierung unterlaufen.

Vor diesem Hintergrund entwickelten wir eine offene Projektstruktur, bei der die Jugendlichen an möglichst vielen Stellen des Projekts wesentlich an dessen Verlauf beteiligt waren. Diese war im Projekt so angelegt, dass wir anhand von Ausstellungsbesuchen und Inputs zwar Inhalte anboten, dabei aber einen Ablauf vorschlugen, in dem die SchülerInnen ihre eigenen Fragen verfolgen konnten. Fest stand bloß, dass das Projekt innerhalb des Themenkomplexes Nazismus, Holocaust und Zweiter Weltkrieg angesiedelt sein sollte. Welche konkreten Aspekte und Fragen in diesem Zusammenhang behandelt werden, sollte sich erst im Zuge des Projektprozesses herausstellen.

Zwei wesentliche Mittel dafür waren die Entwicklung eigener Recherchefragen von Seiten der SchülerInnen und die Einbeziehung von ExpertInnen zu genau diesen Fragen. Für den Prozess entwickelten wir den Ansatz einer „agonistischen Kontaktzone“: Diese beschreibt einen geteilten Raum, einen gemeinsamen gesellschaftlichen Kontext, in dem dennoch Unterschiede nicht nivelliert werden und Konflikte ausgetragen werden können. Es geht also nicht darum, wo jemand herkommt. Und es geht zugleich auch nicht gar nicht darum. Denn die gegenwärtigen Bezüge zu Geschichte sind von zahlreichen Faktoren geprägt. Und viele davon können gar nicht wahrgenommen werden, wenn die Vielfältigkeit der Migrationsgesellschaft außer Acht gelassen wird.

Die Recherchefragen der SchülerInnen

Was waren nun also die Fragen, die sich den SchülerInnen stellten? Deren Bandbreite kann einen sprechenden Einblick in die Bezüge geben, die Jugendliche für sich wählen, wenn sie das Thema, mit dem sie sich beschäftigen möchten, selbst formulieren: Welche Rolle spielte die Türkei im Zweiten Weltkrieg?⁸ Warum begann der Balkankrieg? Gibt es Verbindungen mit dem Zweiten Weltkrieg?⁹ Wer profitierte von den „Arisierungen“ und der Solidarität der „Volksgemeinschaft“?¹⁰ Was sind die Organisations- und Ausdrucksformen von Rechtsextremismus in Österreich?¹¹ Wie funktioniert Propaganda (am Beispiel von Wahlplakaten)?¹² Wie geht die Gesellschaft mit Homosexualität um (vom „Dritten Reich“ bis heute)?¹³ Wie ambivalent ist Assimilation?¹⁴ Welche Rolle spielt die Gedenktafel für die Erinnerung an das Gestapo-Gefängnis im Brigittenauer Gymnasium?¹⁵ Was geschah beim „Anschluss“ 1938?¹⁶ Wie funktionierten Organisation und Alltag im Konzentrationslager Mauthausen?¹⁷ Worin bestanden die Verbrechen der Wehrmacht in der Sowjetunion? Wie werden diese in Schulbüchern dargestellt?¹⁸ Wie definierte die NS-Medizin „unwertes Leben“?¹⁹

Auf Basis dieser Fragen entstanden Interventionen²⁰ in die Gedenkstätte Karajangasse, die im Juni 2010 präsentiert wurden. Alle Projekte erweiterten die Ausstellung, insofern sie ihr thematisch und formal etwas hinzufügten. Ziel war es, in Kooperation mit den GestalterInnen Carlos Toledo und Eva Dertschei Ergebnisse zu entwickeln, die die Recherchen der Jugendlichen sichtbar machten und weiterführten. Sie sind ebenso von künstlerischen wie von historisch-visuellen Strategien inspiriert.

Fußnoten:

- 1 Ein Projekt von Büro *trafo.K*, durchgeführt im Rahmen des Förderprogramms *Sparkling Science*, gefördert vom Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung. Wesentliches Ziel des Projekts „*Und was hat das mit mir zu tun?*“ *Transnationale Geschichtsbilder zur NS-Vergangenheit* war es, Beiträge zu derzeit lebhaft diskutierten Fragestellungen in Geschichtswissenschaft, Pädagogik, Museologie, empirischer Sozialwissenschaft und Migrationsforschung zu liefern. Dies geschah in Zusammenarbeit mit SchülerInnen und LehrerInnen des Brigittenauer Gymnasiums in Wien. Angesiedelt an der Schnittstelle zwischen Forschung und Bildung, arbeiteten an dem Projekt im Rahmen von Büro *trafo.K*: Renate Höllwart, Elke Smodics, Nora Sternfeld, Ines Garnitschnig, gemeinsam mit Dirk Rupnow. <http://www.trafo-k.at/prodetail.php?id=50&refer=proauswahl.php?p=1> (20.01.2011) und <http://www.sparklingscience.at/de/projects/312-transnationale-geschichtsbilder/> (20.01.2011).
- 2 Die Vermittlungsarbeit wurde konzeptiv und in der Umsetzung schwerpunktmäßig von Renate Höllwart, Elke Smodics, Ines Garnitschnig und Nora Sternfeld getragen. Renate Höllwart und Dirk Rupnow leiteten das Projekt.
- 3 Die Kooperationen zwischen SchülerInnen und WissenschaftlerInnen wurden darüber hinaus noch durch die Beteiligung von Studierenden des Instituts für das künstlerische Lehramt der Akademie der bildenden Künste Wien erweitert. Die Studierenden beobachteten und analysierten den Vermittlungsprozess und beteiligten sich an der Gestaltung der Interventionen in Zusammenarbeit mit den SchülerInnen. Angelika Stephanie Böhm, Isabella Bugnits, Tobias Dörler, Cornelia Hauer, Werner Prokop, Anna Schähle, Melanie Wurth (Studierende am Institut für das künstlerische Lehramt, Akademie der bildenden Künste Wien, im Rahmen des Vertiefungsfachs „Schule und Vermittlung“ von Maria Hündler, die zudem auch als Lehrerin für Bildnerische Erziehung am Brigittenauer Gymnasium wesentlich zum Gelingen des Projekts beigetragen hat).
- 4 <http://www.borg20.at/> (20.01.2012).
- 5 Vgl. Gedenkstätte Karajangasse, [erinnern.at](http://www.erinnern.at/), http://www.erinnern.at/bundeslaender/oesterreich/gedaechtnisorte-gedenkstaetten/katalog/gedenkstaette_karajangasse (20.01.2012).
- 6 <http://tid.nextroom.at/> (20.01.2012).
- 7 <http://www.borg20.at/> sowie Katrin Wladasch/Barbara Liegl, Positive Maßnahmen. Ein Handbuch zur praxistauglichen Umsetzung von Maßnahmen zur Bekämpfung von strukturellen Diskriminierungen und zur Herstellung von mehr Chancengleichheit, Ludwig-Boltzmann-Institut für Menschenrechte, <http://bim.lbg.ac.at/files/sites/bim/Positive%20Massnahmen/kapitel5.html> (20.01.2012).
- 8 An dieser Frage arbeiteten Ömer Apaydin, Tanju Ersungur und Mustafa Şahan.
- 9 Von Miloš Stanišić, Mario Talaić, Paul Schutting.
- 10 Von Ali Asghari, Gentiana Kaba, Marijo Kajušić-Pavić.
- 11 Von Julia Herko, Maria Li, Daniela Ujhazi, Nicolette Wikgolm, Natascha Wurm.
- 12 Von Nina Aichinger, Besiana Grdela.
- 13 Von Judith Frühwirth, Patrick Marksteiner, Shivam Subhash.
- 14 Von Ahmed El Arby, Nikola Ilić, Baran Şengül.
- 15 Von Paul Schutting, Ayşegül Şeker, Bernhard Teuschl.
- 16 Von Frederick Dabe, Harald Sattler, Miloš Stanišić.
- 17 Von Lisa Napravnik, Romana Prerad, Asmaa Soliman.
- 18 Von Emil Proksch, Artur Tsal-Tsalko.
- 19 Von Marijo Kajušić-Pavić.
- 20 In Kooperation mit den GestalterInnen *Toledo i Dertschei*, <http://tid.nextroom.at/> (20.01.2012).

AKTIONSRADIUS WIEN – GEDENKPOLITIK AM GAUSSPLATZ

Der Aktionsradius Wien, Kulturveranstalter im Augartenviertel, beschäftigt sich seit Beginn der 1990er Jahre intensiv mit der Geschichte des Gaußplatzes und des Augartenviertels. Im Rahmen seines Kulturprogramms wurde über viele Jahre die Veranstaltungsreihe “DIE VERLORENE INSEL” organisiert, die die jüdische Geschichte des Stadtteils thematisierte, und hier den Fokus vor allem auf die verloren gegangenen Potentiale der Mazzesinsel legte: auf jene künstlerischen, intellektuellen und strukturellen Qualitäten und Potentiale des Stadtteils also, die durch die Vertreibung seitens der Nazis unwiederbringlich verloren gegangen sind. Als Abschluss und Höhepunkt dieser Veranstaltungsreihe wurde im Jahr 1999 die Gedenkstätte Karajangasse eröffnet, untergebracht im Schulkeller des BRG XX, einem ehemaligen Anhaltelager, und mit vielen geschichtlichen Informationen sowie der Ausstellung “Die Verlorene Insel. Als Schulen zu Gefängnissen wurden ...” ausgestattet.

Im Zuge der Neugestaltung des Gaußplatzes, ebenfalls in den 1990er Jahren, wurde vom Aktionsradius auch eine professionelle historische Aufarbeitung des Gaußplatzes initiiert. Gemeinsam mit der Stadtplanung Wien wurde die Broschüre “Wien, Stadtraum, Gaußplatz” im Juni 1992 herausgegeben. Zur geschichtlichen Situation in der Zwischenkriegszeit sowie zu den Menschen am Gaußplatz schreibt darin die Historikerin Renate Banik-Schweitzer:

„Da die Brigittenau ein vergleichsweise junges Stadtviertel ist, waren die Bewohner des Gaußplatzes selbst noch in der Zwischenkriegszeit alle “Zuwanderer”, sei es aus anderen Stadt- oder aus anderen Landesteilen. (...) Da die armen jüdischen Zuwanderer eher als Kleingewerbetreibende und weniger als Fabrikarbeiter tätig waren, war ihr Anteil in der industriell geprägten Strombrigittenau geringer, im Gebiet jenseits der Nordwestbahnstrasse dafür umso größer. Und selbst hier war das kulturell-administrative Zentrum in der Binnenbrigittenau auf ehemaligen Gründen des Stifts Klosterneuburg stärker katholisch geprägt als die Kanalbrigittenau, wo der Anteil der jüdischen Bevölkerung am größten war. Dennoch gab es keine klare räumliche Trennung, die jüdische und christliche Bevölkerung lebte Tür an Tür. Von den 11 Häusern des Gaußplatzes befanden sich in den 1930er Jahren zwei in jüdischem Besitz, unter den Mietparteien waren fast in jedem Haus mehr als die Hälfte Juden.

Am wenigsten stark ausgeprägt waren soziale Unterschiede. Die Bewohner der Binnen- und Kanalbrigittenau zählten überwiegend zum Kleinbürgertum. Sie waren

Kleingewerbetreibende und -händler, viele von ihnen in der Bekleidungsbranche tätig, kleine Angestellte und Beamte, einige Freiberufler. Von den Geschäften und Lokalen am Gaußplatz befanden sich in den 1930er Jahren ein Tuchwarengeschäft, ein Konfektionsgeschäft, ein Uhrmacher, eine Spezereiwarenhandlung, eine Fleischerei, eine Putzerei, eine Tabaktrafik, zwei Kaffeehäuser, eine Branntweinschank und eine Apotheke in jüdischem Besitz. Sonst gab es noch zwei Wirtshäuser, eine Gemischtwarenhandlung und eine Lottokollektur. Die acht Ärzte und Ärztinnen am Gaußplatz waren alle Juden. Im Haus 4 befand sich ein Bethaus der Israelitischen Kultusgemeinde.“

• Aktionsradius Wien, Gaußplatz 11, 1200 Wien, www.aktionsradius.at

Quelle:

• Renate Banik-Schweitzer, Wien 1992, aus der Broschüre “Wien, Stadtraum, Gaußplatz”, Herausgeber Stadtplanung Wien, Projektidee/Redaktion: Uschi Reisinger, Dieter Schreiber

Weiterführende Informationen und Hinweise

Direkt in der Brigittenau

- Gedenkstätte Karajangasse 14, zugänglich Donnerstags, 16:00-20:00 Uhr (an Schultagen) <http://www.borg20.at/extern/index.php/smgedenk> sowie <http://www.aktionsradius.at/archiv/aktionsradius-augarten/gedenkstaette-karajangasse/>
- Hörspuren, Mit Geschichte in Bezug treten <http://www.hoerspuren.at/> Audio-Guide zur jüdischen Geschichte der Brigittenau
- Jüdisches Leben in der Brigittenau, Ein Rundgang zu den stummen Zeugen der Vergangenheit von Peter Payer http://www.stadt-forschung.at/downloads/Juedische_Brigittenau.pdf
- Steine der Erinnerung, Weg der Erinnerung durch die Brigittenau. Informationsbroschüre erhältlich am Gaußplatz 6, <http://www.steinedererinnerung.net/>

Allgemein

- Bilder und virtuelle Rekonstruktionen von im NS zerstörten Synagogen, <http://www.synagogen.info/>
- DÖW, Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands <http://www.doew.at> Inhaltliche Schwerpunkte: Widerstand und Verfolgung, Exil, NS-Verbrechen, insbesondere Holocaust und NS-Medizinverbrechen, NS- und Nachkriegsjustiz, Rechtsextremismus nach 1945, Restitution und Entschädigung nach 1945.
- Yad Vashem, <http://www.yadvashem.org/> Datenbank zu Opfern der Shoah, <http://db.yadvashem.org/names/search.html?language=en>

